

# Dokumentation

Frankfurt am Main ■ 8. Juli 1996

[www.epd.de](http://www.epd.de)

**Nr. 29**

## Was eint uns was trennt Juden und Christen?

Beiträge eines orthodoxen Juden aus Jerusalem und eines polischen Weihbischofs, von Katholiken und Protestanten aus Deutschland und den USA zu einer Tagung in Görlitz.

### Impressum

Herausgeber und Verlag:  
Gemeinschaftswerk der  
Evangelischen Publizistik (GEP)  
gGmbH  
Anschrift: Emil-von-Behring-Str. 3,  
60439 Frankfurt am Main.  
Briefe bitte an Postfach 50 05 50,  
60394 Frankfurt

Geschäftsführer:  
Jörg Bollmann  
epd-Zentralredaktion:  
Chefredakteur: Dr. Thomas Schiller

Ressort epd-Dokumentation:  
Verantwortlicher Redakteur  
Peter Bosse-Brekenfeld  
Tel.: (069) 58 098 -135  
Fax: (069) 58 098 -294  
E-Mail: [doku@epd.de](mailto:doku@epd.de)

Der Informationsdienst  
epd-Dokumentation dient der  
persönlichen Unterrichtung.  
Nachdruck nur mit Erlaubnis und  
unter Quellenangabe.

Druck: druckhaus köthen

**Was eint und was trennt Juden und Christen?** Ausgewählte Texte einer Tagung, die das Ev. Bildungswerk J. A. Comenius in Görlitz gemeinsam mit der Buber-Rosenzweig-Stiftung und der Gesellschaft für Christl.-Jüd. Zusammenarbeit in Görlitz vom 8. bis zum 10. März 1996 veranstaltet.

### Juden und Christen

- Rudolf W. Sirsch, Görlitz: Zum Thema der Tagung	1
- Tagungsprogramm, Auszüge	2
- Zu den Referenten	36
- Prof. Joseph Walk, Jerusalem: „Friedenshoffnung und Friedensarbeit“	3
- Ansgar Koschel, Bad Nauheim: „Praxis eint – Glaube trennt?“	11
- Bischof Klaus Wollenweber, Görlitz: Gedanken zum Tagungsthema	15
- Prof. Joseph Walk, Jerusalem: „Das gesetzestreue Judentum“	17
- Weihbischof Stanislaw Gadecki, Gnesen: „Kirche und Judentum im Dialog in Polen – Schwierigkeiten, gelungene Schritte und Aufgaben“	25
- Prof. Franklin H. Littell, Philadelphia: „Erinnerung und Versöhnung – Christlich-jüdischer Dialog in den USA“	31
- A. Koschel: „Adolf von Harnack – Leo Baeck“, ein fiktiver Dialog	34

(Bei den hier vorgelegten Texten handelt es sich zum Teil um Übersetzungen und nicht von den Autoren selbst korrigierte Tonbandnachschriften. Anm. d. Red.)

**Rudolf W. Sirsch, Görlitz:**

## „Was eint und was trennt Juden und Christen?“

Zum Thema der Tagung, Jauernick-Buschbach bei Görlitz, 8. März 1996

*„Wie sonderbar hat Gott gehandelt,  
als er die Juden erwählte.  
Noch sonderbarer aber handeln jene,  
die sich einen jüdischen Gott erwählt haben,  
aber die Juden verachten.“*

In dieser kleinen Reflexion von Ronald Knox sind viele Wahrheiten verborgen über die Kirche und das jüdische Volk. Eine Reflexion, die die Verbundenheit, wie die der Verachtung der letzten 2000 Jahre widerspiegelt. Zugleich geht es hier um die schwierigste, weil von schier unüberwindlichen Vorurteilen und Mißverständnissen belastete Frage zwischen Juden und Christen.

Und doch ist die christliche Kirche und die christliche Theologie mit dem jüdischen Volk und dem Judentum verbunden. Das Christentum ist aus dem Judentum hervorgegangen. Sein Meister und Herr wurde von einer jüdischen Mutter geboren, besuchte eine jüdische Schule, feierte jüdische Feste und umgab sich mit jüdischen Jüngern. Mehr als einmal hat Jesus aus Nazareth seine Bedenken gegen eine zu intime Vermengung mit der nicht-jüdischen Welt zum Ausdruck gebracht. Jesus ist als Jude geboren und als Jude gestorben.

Martin Buber, hat vor diesem Hintergrund in seiner Schrift „Zwei Glaubensweisen“ Jesus als seinen „großen Bruder“ bezeichnet, dessen Botschaft urjüdisch gewesen sei, sowie dessen Schüler Schalom Ben-Chorin, der die Bubersche Aussage wie folgt verdeutlicht hat: „Jesus ist für mich der ewige Bruder, nicht nur der Menschenbruder, sondern mein jüdischer Bruder. Ich spüre seine brüderliche Hand, die mich faßt, damit ich ihm nachfolge... . Sein Glaube, sein bedingungsloser Glaube, das schlechthinnige Vertrauen auf Gott, den Vater, die Bereitschaft, sich ganz unter den Willen Gottes zu demütigen, das ist die Haltung, die uns in Jesus vorgelebt wird und die uns - Juden und Christen - verbinden kann.“

Zugleich wird von Ben-Chorin der Gegensatz herausgearbeitet: „Es ist nicht die Hand des Messias, diese mit den Wundmalen gezeichnete Hand, es ist bestimmt keine göttliche, sondern eine menschliche Hand, in deren Linien das tiefste Leid eingegraben ist ... . Der Glaube Jesu einigt uns, aber der Glaube an Jesus trennt uns.“

Die Gegensätze entzündeten sich vor diesem Hintergrund besonders an Fragen wie: ob Jesus der Messias sei; wie die Heilige Schrift auszulegen sei;

was unter „Volk Gottes zu verstehen sei; in welcher Weise die Glaubensaussagen entfaltet werden müßten. Die sich widersprechenden Antworten darauf und der jeweils damit verbundene Wahrheitsanspruch stehen heute zwischen Juden und Christen.

Bestärkt durch neue biblische Einsichten und die Erkenntnis christlicher Mitverantwortung und Schuld an der Shoa wurde von den Kirchen, dem 2. Vatikanischen Konzil, Bischofskonferenzen und vielen evangelischen Synoden das mit Juden Verbindende und Gemeinsame in den vergangenen Jahren entdeckt und formuliert wie zum Beispiel: „Als Jude gehört Jesus ganz ins Judentum seiner Zeit und ist von daher zu verstehen“ oder „Juden und Christen sind in ihrem Glauben und Handeln bestimmt durch die Wechselbeziehung zwischen Gerechtigkeit und Liebe“ bis zur Aussage: „Jesus Christus hat von seiner jüdischen Herkunft her ein reiches geistliches Erbe aus der religiösen Überlieferung seines Volkes in die christliche Völkerwelt mit eingebracht... Als Erstes ist auf die heilige Schrift Israels, von den Christen „Altes Testament“ genannt, hinzuweisen.“

Wir stehen heute vor der Frage, ob und inwiefern die bestehenden Gemeinsamkeiten trotz wesentlicher Differenzen zum Ansatz einer Verständigung werden können.

Vor diesem Hintergrund wünsche ich sehr, daß wir während dieser Tagung Zeit und Raum anbieten für intensive Gespräche und das gemeinsame Suchen nach Antworten, die bestehenden Gemeinsamkeiten trotz wesentlicher Differenzen zum Ansatz, einer Verständigung werden können.

Folgende Worte mögen uns für diese Tagung begleiten, die Leo Baeck bereits vor über 40 Jahren beschrieben und gefordert hat: „Judentum und Christentum sollen einander Ermahnung und Warnung sein: das Christentum das Gewissen des Judentums und das Judentum das Gewissen des Christentums. Diese gemeinsame Basis, diese gemeinsame Möglichkeit, diese gemeinsame Aufgabe, zu deren Erkenntnis sie geführt werden, wird für sie ein Ruf sein, aufeinander zuzugehen. Und dann werden die beiden imstande sein, zusammen ihren Platz einzunehmen, nicht widereinander, sondern Seite an Seite vor dem Forum des Allmächtigen, dem Richtstuhl, vor dem Juden und Christen gleichermaßen sich jeden Tag geladen wissen.“

**Tagungsprogramm, Auszug**

## *Was eint und was trennt Juden und Christen?*

Tagung vom 8. bis zum 10. März 1996

Veranstalter:

- Evang. Bildungswerk Johann Amos Comenius e.V.,  
Görlitz
- Buber-Rosenzweig-Stiftung
- Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit  
in Görlitz e.V.

Ort:

- Evang. Bildungswerk, Tagungstätte Kreuzberg-  
baude  
in Jauernick-Buschbach bei Görlitz

Leitung:

- Dr. Ansgar Koschel, Generalsekretär, Bad Nau-  
heim
- Rudolf W. Sirsch, M.A., Studienleiter, Görlitz

### Freitag, 8. März 1996

- 16:00 **Eröffnung der Tagung** Rudolf W. Sirsch
- 16:15 **Friedenshoffnung und Friedensarbeit**  
Prof. Dr. Joseph Walk, Jerusalem
- 17:00 Diskussion
- 17:30 **Praxis eint - Glaube trennt?**  
Dr. Ansgar Koschel, Bad Nauheim
- 18:15 Diskussion
- 20:00 **Grußworte u. Gedanken zum Tagungs-  
thema**  
Bischof Klaus Wollenweber, Görlitz

### Samstag, 9. März 1996

- 08:40 Jüdische Morgenfeier
- 09:30 **Messianische Hoffnung**  
Prof. Dr. Eveline Goodman-Thau, Halle /  
Saale
- 10:15 Diskussion
- 11:00 **Das gesetzestreue Judentum**  
Prof. Dr. Joseph Walk, Jerusalem
- 11:45 Diskussion
- 15:00 **Kirche und Judentum im Dialog -  
Schwierig-  
keiten, gelungene Schritte und Aufgaben**  
Weihbischof Stanislaw Gadecki, Gnesen
- 15:45 Diskussion
- 16.15 **Erinnerung und Versöhnung -  
Christlich-Jüdischer Dialog in den USA**  
Prof. Dr. Franklin Littell, Philadelphia
- 17:00 Diskussion

### Sonntag, 10. März 1996

- 08:40 Ökumenische Andacht
- 09:30 **Adolf von Harnack und Leo Baeck  
im Gespräch / ein fiktiver Dialog**  
Dr. Ansgar Koschel
- 11:00 Abschlußgespräch

**Prof. Dr. Joseph Walk, Jerusalem:**

## **„Friedenshoffnung und Friedensarbeit“**

Jauernick-Buschbach bei Görlitz, 8. März 1996 (Tagung „Was eint und was trennt Juden und Christen?“)

Was der Gedanke „Frieden“ im Judentum bedeutet möchte ich nur kurz andeuten. Der Name Gottes bedeutet bei uns „Frieden“, so die jüdische Überlieferung. Der Priestersegen, der auch ihnen bekannt und in die Kirche eingegangen ist, endet mit dem Wort „Frieden“, da der Frieden alles in sich enthält und ohne Frieden eigentlich keine Güter der Welt Sinn haben.

Der Messias wird „der Friedensfürst“ genannt. Der Friede als solcher, der ewige Friede ist das Ideal, von dem Jesaja predigt.

Das ist die einzige Pflicht, von der es heißt, man müßte ihr nachjagen, d.h. jede Pflicht kann man an sich herankommen lassen, wenn die Gelegenheit dazu gegeben ist, aber das ist die Pflicht, die man suchen muß, alles versuchen muß, um zu ihr zu gelangen.

Aber: Was ist der Frieden in unseren Augen?

Ich möchte hier betonen, daß ich, als Israeli, Sie bitte, unsere Situation nicht auf europäische Verhältnisse zu übertragen. Ich will einen sehr scharfen Satz sagen, im Zusammenhang mit dem, was Frieden oder Pazifismus in Israel bedeutet. Nach jüdischer Auffassung ist die Welt nach zwei Prinzipien geschaffen worden; das ist wichtig, weil es etwas typisch jüdisches ist:

Nach dem Prinzip der Gerechtigkeit und dem Prinzip der Barmherzigkeit. Denn wäre die Welt, so sagt der Talmud, nur geschaffen worden nach dem Prinzip der Gerechtigkeit, sie könnte vor Gott nicht bestehen. Aber wäre sie nur nach dem Prinzip des Erbarmens erschaffen, dann würde einer den anderen bei lebendigem Leibe zerfleischen. Die Welt muß eine ausgeglichene Welt sein. Wir dürfen z.B. nicht immer nur nachgeben. Es ist die Pflicht eines Menschen, sobald es notwendig ist, zur Selbstwehr zu greifen.

Auf der einen Seite gehört das Verbot des Tötens eines Menschen zu den drei Todsünden um deretwillen wir unser Leben lassen müssen: Götzendienst, Unzucht, Blutvergießen eines Unschuldigen. Sobald ich also in eine solche Situation gerate, und bei uns sind leider schon Menschen in eine solche Situation geraten, und ich überzeugt bin, daß der Betreffende nicht zu töten ist, dann darf ich es nicht tun, auch dann nicht, wenn ich mein eigenes Leben aufs Spiel setze.

Wenn, auf der anderen Seite, jemand kommt, um mich zu töten, habe ich die Verpflichtung ihm entgegenzutreten und mein Leben zu retten, denn: Mein Blut ist nicht röter als das seine, aber auch das seine ist nicht röter als das meine. Wir Menschen sind alle gleich geschaffen worden und jeder hat Anspruch und Recht auf das Leben.

Darum hat Martin Buber, einer der Vorkämpfer der jüdisch-arabischen Verständigung, an einer Stelle gesagt: „Wir sind keine Pazifisten“.

Es gibt eine interessante Diskussion in dieser Frage. Gandhi hatte die vollkommen verfehlte Idee, weil er die Verhältnisse in Deutschland nicht beurteilen konnte und nicht wußte, daß wenn man Nazis gegenübersteht, man es nicht mit den Engländern zu tun hat, uns geraten, passiven Widerstand zu leisten. Buber hat ihm damals geantwortet und versucht zu zeigen, was es im Jahre 1938 in Deutschland bedeutet hätte, wenn wir uns auf die Straße gelegt hätten.

In dieser Hinsicht sind wir keine Pazifisten. Buber sagt: „Es gilt, in der Wirklichkeit, in der wir leben, die Demarkationslinie, die Grenzlinie zu finden, zwischen dem notwendig Bösen, das wir tun müssen, um am Leben zu bleiben, und dem möglichst Guten, damit unser Leben lebenswert sei.“

Auf der einen Seite sind wir verpflichtet, das Böse zu tun, um am Leben zu bleiben, auf der anderen Seite, das möglichst Gute tun, damit dieses Leben lebenswert sei.

Buber hat einmal davon gesprochen, daß die Mittel den Zweck entheiligen können auch das sollten wir uns immer wieder vor Augen halten.

Zusammenfassend der Frieden gilt als das, was alles aufwiegt. Immer wieder wird gesagt, daß ohne Frieden alle Güter dieser Welt keinen Wert haben und das der Friede das Endziel sein muß, auf das wir hinstreben. Aber, und jetzt kommt das sehr scharfe Wort: Wir in Israel können es uns nicht leisten, Pazifisten zu sein, auch wenn wir es wollten. „Pazifismus in Israel ist moralisches Parasitentum“. Ich weiß, das ist eine sehr scharfe Formulierung. Ich bin nicht dafür, die wenigen konsequenten Pazifisten, die es bei uns gibt, einzusperren. Ich bin dafür, daß man ihnen erlaubt Zivildienst zu leisten, solange ihre Zahl klein ist. Aber sie können es sich leisten Pazifisten zu sein, weil sie wissen, daß meine Söhne und meine Enkel bereit sind zum Militär zu gehen.

Würden alle so denken wie sie, dann gibt es uns morgen nicht mehr. Es handelt sich also um eine realistische Sicht des Friedens und nicht um ein Ideal, das irgendwo in der Luft schwebt.

Die Grundeinstellung, die ich versucht habe in Bezug auf die Gleichheit der Menschen aufzuzeigen, bedeutet vor allem, und das kommt immer wieder zum Ausdruck in der täglichen Situation eines Kampfzustandes, daß alle Menschen gleich geschaffen sind.

Mein verehrter Lehrer Ernst Simon, Schüler von Buber, hat einmal auf eine talmudische Stelle hingewiesen. Es gibt bei uns in der Praxis keine Todesstrafe, weil kein Indizienbeweis bei uns existiert und schon zu talmudischen Zeit ist die Todesstrafe praktisch abgeschafft worden. Wenn man bei einem solchen Prozeß die Zeugen vernimmt, ruft man sie einzeln ins Zimmer und zeigt ihnen warnend, was es bedeutet das Leben eines Menschen unter Umständen zu beenden. Dabei wird u.a. gesagt: „Wisse, deswegen ist der Mensch als einzelner geschaffen worden, damit nicht einer zum anderen sage, dein Vater ist größer als der meine.“ Ernst Simon sagte: „Das ist die Magna Carta der israelischen Demokratie.“

Dieser Grundgedanke ist, daß alle Menschen gleich sind und wir alle vom selben Adam, vom selben Urmenschen abstammen. Dieser Gedanke beinhaltet auch, daß wenn wir einen Menschen töten, wir ja eigentlich nicht nur ihn töten. Jetzt werde ich etwas hebräisch zitieren. In dem bekannten Anruf Gottes an Kain nach dem ersten Brudermord steht wörtlich übersetzt (es ist eigentlich unmöglich ins Deutsche zu übersetzen): „Die Stimme deiner Blute, der Blute deines Bruders ...“ . Hier wird im Plural gesprochen, weil man in jedem Menschen in der Potenz nicht nur ihn tötet, sondern mit ihm auch alle kommenden Geschlechter. Wieder die Warnung, daß ein Menschenleben nicht nur für sich zu begreifen ist, sondern als der Grundstock einer späteren Generation.

Ich möchte eine dritte Stelle aus der Bibel zitieren, um die prinzipielle Einstellung zu zeigen, die das Judentum hat. Bei der Begegnung zwischen Jakob und Esau steht eine doppelte Bezeichnung: „Er fürchtete sich und es tat ihm weh“. Warum dieses Doppelte? Wir verstehen, er fürchtete sich vor Esau. Unser großer Bibelerklärer Raschi sagte, nach dem Talmud: „Er fürchtete sich davor, getötet zu werden. Es tat ihm weh, töten zu müssen“.

Das ist schwer in die Tat umzusetzen, aber das sollte das Gefühl jedes Soldaten sein, wenn er in den Kampf ziehen muß, wenn es keine andere Möglichkeit gibt.

Ich zitiere einen meiner Enkel, der im Libanonkrieg gefragt wurde, was er empfinde, wenn er auf

ein Haus schießt, in dem Zivilbevölkerung lebt. Er antwortete: „Sie wissen gar nicht, wie schwer mir das fällt, aber was soll ich tun, wenn sich die PLO darin verschanzt?“

Dieses Gefühl, diese Furcht einerseits sein Leben zu verlieren und andererseits die Vorstellung, daß man dem anderen u.U. das Leben nimmt, sollte jeden Soldaten begleiten, wenn er gezwungen ist, in den Krieg zu ziehen.

Das sind alles schöne Worte. Die Frage ist, inwieweit das zu verwirklichen ist. Inwieweit haben wir Juden das Recht gehabt zu verlangen, daß uns die anderen milde behandeln, nur weil wir immer die Minderheit waren?

In einem Dialog, der in Wirklichkeit ein Monolog ist, legt ein jüdischer Philosoph im Mittelalter seinem Gesprächspartner folgenden Vorwurf in den Mund: „Ihr Juden habt es leicht. Ihr seid überall die Schwachen, ihr seid überall die Unterworfenen. Kein Wunder, daß ihr nach Freiheit, nach Gerechtigkeit und nach Brüderlichkeit schreit. Wir wollen euch einmal sehen, wenn ihr die Starken seid.“ Da antwortet der Jude seinem nichtjüdischen Gesprächspartner und eigentlich antwortet er sich selbst: „Hier hast du eine schwache Stelle gefunden.“ D.h., erst in dem Augenblick, in dem wir die Starken sind, wo es um die Verwirklichung von Idealen geht, nicht um schöne Worte, nicht um Predigten, erst dann wird sich herausstellen, ob wir bereit sind, das, was wir von anderen verlangen, an uns selbst zu erfüllen.

Nun habe ich von Frieden und Friedenshoffnung gesprochen, von dem, was uns immer begleitet und was immer unsere Gebete und unseren Sinn bestimmt. Jetzt komme ich zu der Frage: „Inwieweit kann sich diese Friedenshoffnung verwirklichen?“ Ich gehe davon aus, daß das jüdisch-palästinensische Problem, früher nannte man es das jüdisch-arabische Problem, eigentlich verdrängt wurde. Die Zionisten haben geglaubt, haben glauben wollen, „ein Volk ohne Land kommt in ein Land ohne Volk“. Das war eine sehr schöne Formel - wenn sie nur wahr gewesen wäre. Aber in diesem Land lebten Menschen, viel mehr, als heute verbreitet wird.

Im Brockhaus steht, daß es im Jahr 1900 in Palästina 600 000 Einwohner gab, davon waren 10% Juden. Schon 1907 hat ein „eingeborener“ Jude eine kleine Schrift veröffentlicht mit dem Namen „Die verborgene Frage“ oder „Die zurückgedrängte Frage“, und er meinte damit das arabische Problem. Man hatte eigentlich nicht den Mut, sich dem Problem zu stellen.

Ich möchte ihnen zeigen, warum es so schwierig war und so schwierig ist, bis auf den heutigen Tag, anhand eines persönlichen Erlebnisses. Ich bin ein in Deutschland geborener Jude, der in

einem zionistischen Haus aufgewachsen ist. Wenn ich gefragt werde, warum ich Zionist bin, dann sage ich: „Ich bin als Zionist geboren, unter dem Bild von Theodor Herzl.“ Der deutsche Zionismus war sicher auch unter dem Einfluß des Weimarer Deutschlands sehr humanistisch, so humanistisch, daß man die wahre Problematik nicht erkannt hat.

1936 kam ich mit meiner Frau nach Israel, wir hatten gerade geheiratet. Wir hatten eine ganz vernünftige Idee, wir wollten von Jerusalem aus mit der Eisenbahn fahren, so wie wir es aus Deutschland gewohnt waren. In der Eisenbahn saß ich neben einem Araber, der mich Neueinwanderer bat, ihm ein Messer zu leihen, damit er seine Apfelsine schälen konnte. Unbedenklich gab ich ihm mein Messer. Daraufhin fauchte mich ein im Lande geborener Jude an: „Bist du verrückt geworden, er ist doch bereit, dir das Messer im nächsten Augenblick in den Rücken zu stechen.“ Heute würde ich einem Araber natürlich kein Messer geben, aber er hätte es auch nicht nötig. Das war meine erste Begegnung mit dem Araberproblem und mit der Sichtweise aus den Augen eines „Eingeborenen“, der mehr Erfahrung hatte als ich. Trotzdem versuche ich bis heute, mir meine Grundeinstellung nicht rauben zu lassen.

Drei Jahre später, also 1939, nach den sogenannten „Ereignissen“ - in Wirklichkeit waren es Unruhen, die Araber versuchten die damals verhältnismäßig große jüdische Einwanderung irgendwie zu stoppen - ist ein mir sehr nahestehender Freund durch einen schrecklichen Unglücksfall, der nichts mit dem Araberproblem zu tun hatte, umgekommen. Dieser Freund war wirklich Pazifist. Er ist mit einem Stock auf die Wache gegangen, was im Dorf ein Lächeln hervorgerufen hat, weil es wenig Sinn hatte. Wir haben ihm ein Heft gewidmet. Ich habe damals folgende Szene geschildert: Ich fahre aus unserem Dorf nach Haifa. Der Autobus ist abgenetzt, gegen Kugeln gesichert. Nun fahren wir in Haifa ein und ich sehe die verzerrten Gesichter der arabischen Bevölkerung. Der letzte Satz dieser Skizze ist: „Und ich vergaß, daß auch sie mich so sahen.“

Ich wollte ihnen damit einerseits zeigen, daß die Problematik nicht verborgen blieb. Wir waren erschrocken, gerade wir, die wir aus Deutschland kamen und geglaubt hatten, in ein sicheres Land zu kommen. Drei Monate später brachen die Unruhen aus.

Im Grunde genommen habe ich immer versucht, mir vorzuhalten: So, wie du sie siehst, so sehen sie dich auch. Die zionistische Organisation hat das Problem in seiner ganzen Schwere vielleicht nicht erkannt oder verdrängt. Aber wir haben vieles getan, um zu einer friedlichen Lösung zu kommen.

Ich möchte die Losung der Woche der Brüderlichkeit erwähnen, die mir unglücklich gewählt erscheint, weil sie in einer ganz anderen Situation, unter ganz anderen Voraussetzungen gesagt worden ist. Ich pflege im allgemeinen zu sagen, wenn ich von dem Palästinenserproblem spreche: Wenn man schon nicht miteinander leben kann, dann sollte man wenigstens nicht gegeneinander leben, sondern nebeneinander und ich finde, daß das schon sehr viel ist. Ich war nie Anhänger eines binationalen Staates, obwohl ich die Menschen geschätzt habe, die diese Idee vertraten.

Leider hat die Geschichte meinem Pessimismus recht gegeben, nicht nur in Palästina, auch in Europa. Es genügt, wenn man nebeneinander in Frieden leben kann.

Nun gab es Vorschläge zu diesem Nebeneinander. Es gab 1937 einen Vorschlag, als die Engländer selbst eingesehen hatten, daß es zu einem Miteinander nicht kommen kann, obwohl von unserer Seite eine Bereitschaft dazu vorhanden war. Der zionistische Kongress hat schweren Herzens beschlossen - denn die Grenzen waren sehr zu unseren Ungunsten gezogen - dem Plan zuzustimmen, angesichts der drohenden Wolken, die sich damals über Europa zusammenzogen. Die Araber haben den Vorschlag abgelehnt. 1946 versuchte die anglo-amerikanische Kommission einen Teilungsplan vorzulegen, der wiederum ungünstig für uns war. Wir nahmen ihn an, angesichts der Katastrophe, die geschehen war, angesichts der vielen Flüchtlinge und Deportierten, die gerettet waren. Die Araber lehnten den Vorschlag ab.

1947 beschließt die UNO in einer einmaligen historischen Situation - Amerika und Rußland stimmten zu - einen Judenstaat zu errichten, wiederum mit sehr ungünstigen Grenzen.

Es war trotzdem überwältigend. Wir gesetzestreuen Juden kennen kein impulsives, spontanes Beten. Nicht jeder hatte die Geduld bis um zwei Uhr nachts am Radio zu sitzen. Als Freudenschüsse vom naheliegenden Berg ertönten, liefen alle, ohne daß es verabredet war, in die Synagoge und sprachen zusammen ein Gebet, ohne daß es jemand veranlaßt hatte. Wir sprachen das Lobgebet, das an Feiertagen gesprochen wird. Das war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich so etwas erlebt habe. Es war für uns wirklich etwas Überwältigendes. Den Segensspruch, den wir im allgemeinen sagen, wenn ein sehr freudiges Ereignis eintritt, habe ich gesagt, als ich zum ersten Mal die israelische Flagge auf meiner Holzbaracke aufgezogen habe. Das sind Momente, die man nicht vergißt.

Und wir wußten, daß die arabischen Staaten alles daran setzen würden, die Existenz eines jüdischen Staates zu verhindern.

Sie kennen alle die Bewegung „Peace now“ - Frieden jetzt. Sie wissen vielleicht, daß es eine Gegenbewegung gibt unter den sehr gläubigen Juden, die sagt: „Messias jetzt“. Ich bin gegen jedes „jetzt“. Wir Juden sind ein Volk des langen Atems. Wir können und dürfen nichts überstürzen. Auch ein Friede kann nicht überstürzt werden, er muß, wie Buber sagt, ein „fleißiger Kompromiß“ sein und nicht ein „fauler Kompromiß“. Einen „fleißigen Kompromiß“ muß man ausarbeiten, da muß alles überlegt werden, da muß alles in Rechnung gebracht werden. Aber auch nicht „Messias jetzt“, der Messias kommt nicht ohne unser Mit-tun.

Eine jüdische Legende erzählt, daß einer unserer großen Gesetzeslehrer ausgeht, um den Messias zu suchen. Er findet ihn vor den Toren Roms. Rom ist das Abendland, Rom ist die Kirche. Er bindet seine Wunden auf und zu. Da fragt ihn der Rabbi: „Wann kommst du?“ Er bekommt die überraschende Antwort: „Heute“. Auf die erstaunte Frage des Rabbi: „Heute?“ antwortet der Messias mit dem Psalmwort: „Heute, wenn ihr auf meine Stimme hört.“ Also es hängt von uns ab. Eine Gesellschaft, die sich nicht verändert, ein Volk, das sich nicht verändert, eine Menschheit, die sich nicht verändert, zu der kommt er nicht. Das hat natürlich gewisse Verpflichtungen, große Verpflichtungen für uns. Das muß man auch in Rechnung bringen, wenn man den anderen sieht. Ein Volk ist bereit zu verzeihen, wenn man seine Interessen verletzt. Ein Volk ist nicht bereit zu verzeihen, wenn man seine Ehre verletzt.

Ein Beispiel aus der deutschen Geschichte. Die Inflation und der Versailler Vertrag hatten eine große wirtschaftliche Bedeutung, aber der „Korridor“ war auch daran schuld, daß Deutschland sich so entwickelt hat, wie es sich entwickelt hat. Auch hier weiß ich nicht, ob die Siegerstaaten vernünftig genug waren, auf die Ehre des anderen zu achten.

Es gibt durchaus Stellen in der Bibel selbst, aus denen wir lernen können. Wir sprachen gerade von dem „Nebeneinander“ und „Miteinander“. Unsere Bewegung hat einmal in einer bestimmten Situation gerade auf diese Stelle hingewiesen. Abraham und Lot, sie können miteinander in Frieden leben, aber ihre Hirten nicht. Was tut Abraham? Er sagt: „Trennen wir uns doch.“ Und er ist so großzügig, daß er Lot sogar die Wahl läßt. Es kam zu einer Versammlung, die unter diesem Motto stand. Oder ein anderes Beispiel aus der Bibel. Die Urmutter der Araber, des Islam, ist Hagar. Aus meiner Schulerfahrung im Dorf kann ich Ihnen erzählen, wann ich gewußt habe, daß meine Erziehung einen gewissen Erfolg hatte. Die Kinder konnten hebräisch, es war also kein Problem im zweiten oder dritten Schuljahr die Bibel, im Urtext zu lesen. Wir kommen an eine bestimmte Stelle, und man muß es ja veranschauli-

chen. Es war die Zeit, in der es noch keine Waschmaschinen gab, sondern im Trog gewaschen wurde. Ich sagte: „Ihr wißt doch, wie schwer das ist, wenn die Mutter im Trog Wäsche wäscht. Stellt euch vor, die Hagar war doch schwanger. Sarah sagte zu ihr: Komm her, nimm den Trog und trag ihn herüber.“ Da ist ein Mädchen aufgesprungen und hat gesagt: „Da hat sie aber Unrecht getan.“ Da war ich froh, und ich habe ihr sagen können, daß einer unserer Bibelerklärer sagt: „... und hier hat unsere Urmutter Sarah eine große Sünde begangen.“ Hagar war eine Ägypterin, und dasselbe Wort, das sich hier befindet, „sie unterdrückte sie“, findet sich auch später bei der Unterdrückung der Kinder Israel wieder.

Es gibt über die Generationen hinweg sicherlich keine Buchhaltung. Aber wie in der Tiefenpsychologie gibt es etwas, das weiterwirkt in der Geschichte, und das schöne war, daß ich dem kleinen Mädchen sagen konnte: „Du stehst nicht allein da.“ Auch einer unserer Bibelerklärer sagt: „Sarah hat hier gefehlt.“

Kürzlich habe ich, zu meiner großen Freude eine hochinteressante Erklärung gefunden, warum die Bindung Isaaks sich anschließt an das Kapitel mit Ismael. Einer unserer modernen Bibelerklärer sagt: „Abraham sollte einmal empfinden, was es bedeutet, mit dem Sohn ausgesetzt zu sein.“ Er hat doch Hagar mit dem Sohn in die Wüste geschickt, was Sarah ihm geraten hatte, und der Sohn wäre dabei beinahe umgekommen.

Das ist eine sehr eigenwillige Erklärung, aber gerade, weil sie jetzt gesagt wurde, in dieser Situation, das hat mich gefreut. Es hat mir Mut gemacht, weil ich leider häufig mit Rabbinern in Konflikt gerate.

Ich bin in Deutschland aufgewachsen und habe eine Erziehung genossen, die sich der Umweltkultur gestellt hat. Wir „Jerkes“, wir deutschen Juden in Israel, denken als Humanisten.

Vor etwa zwanzig Jahren hat ein jüdischer Journalist sich als arabischer Student verstellt. Er wollte einen Versuch unternehmen und ist in das Viertel gegangen, in dem die Professoren wohnen, die Intellektuellen, die alle der linken Partei angehörten. Der Journalist suchte eine Wohnung. In dem Moment, als herauskam, daß er arabischer Student war, wurde ihm die Wohnung verweigert. Dann ist er auf den Gemüsemarkt gegangen, auf dem sie jeden Tag von orientalischen Juden hören können, daß man jedem Araber den Hals durchschneiden müßte. Dort hat er sofort eine Wohnung gefunden.

Das sollte uns zu denken geben. Vielleicht haben auch diejenigen Recht, die sagen, daß wir europäischen Juden vielleicht die Mentalität der Araber

zuwenig verstehen. Wir haben immer geglaubt, daß die marokkanischen Juden vielleicht eine Brücke herstellen könnten. Ich erzähle das mit Absicht, weil ich nicht den Eindruck erwecken will, daß wir nicht überprüfen, was wir von andern verlangen und von uns selbst verlangen müssen.

Nun komme ich auf unsere Gruppe zu sprechen, eine kleine Gruppe, eine Minderheitsgruppe. Ich habe immer „das Glück gehabt“, in der Minderheit, mit oder ohne Anführungsstriche, zu sein. Ein deutsch-jüdischer Denker hat einmal gesagt: „Die Minderheit hat einen Vorteil, sie muß denken.“ Das ist anscheinend eine psychologische Wahrheit, insofern sind wir eine Gruppe von denkenden Menschen.

Das soll Sie wieder zurückbringen zu dem, was ich mir unter richtigem Frieden vorstelle. Im Namen Bubers ist das ein „fleißiger Kompromiß“. Stärke, denn die Sicherheit Israels muß gewährleistet sein, aber Schalom als das Ziel, das wir in jeder Situation im Auge behalten müssen und versuchen müssen daraufhinzustreben.

Wir waren biologisch und soziologisch zunächst eine kleine Gruppe aus Deutschland stammender Juden, von Juden, die aus demokratischen europäischen Ländern kamen oder aus Amerika. Es gab sehr, sehr wenige eingeborene Israelis. Ich kann Ihnen klarmachen, warum das so war. In der Bar-Han-Universität, wo ich vor zwanzig Jahren unterrichtet habe, saß ich im Dozentenzimmer. Neben mir saß ein junger Israeli und er sagte: „Ich gehöre zu Euch.“ Etwas erstaunt fragte ich zurück: „Wieso denn?“ Er sagte: „Ganz einfach, ich war fünf Jahre in Amerika, mein Horizont hat sich erweitert.“ Das war nicht ironisch gemeint. Es ist eine Tatsache, die man verstehen kann, daß Menschen, die einen weiteren Horizont, die demokratische Erfahrungen haben und die Geschichte gelernt haben, sensibler sind. So war unsere Gruppe im wesentlichen beschränkt auf Erziehung, auf den Versuch der Aufklärung und auf den nicht geglückten Versuch Rabbiner zu gewinnen, die bereit sind, sich auf unsere Seite zu stellen. Das war 1975.

So entstand ein kleines Gegengewicht gegen jene Siedler, die in einen messianischen Rausch gekommen waren. Man verglich das etwa mit der Tatsache, daß Gott das Herz des Pharao verhärtet hatte, so daß er nicht anders handeln konnte. Ebenso scheint es, daß Gott das Herz Husseins verhärtet hatte. Wir haben ihn am Tag des Kriegsausbruches davor gewarnt, in den Krieg zu ziehen, und er hat diese Warnung in den Wind geschlagen. So fallen ganz unerwartet die West-Bank und Ost-Jerusalem in unsere Hände, was ursprünglich gar nicht vorgesehen war. Also, so argumentiert man dann weiter, ist es Gottes Wille gewesen. Gott hat uns das heilige Land in die

Hände gespielt. Wenn das Gottes Wille war, dürfen wir uns nicht dagegen auflehnen und nicht einen Zentimeter von dem heiligen Land zurückgeben. Das war die Problematik, vor der wir standen. Ist das Gottes Wille?

Dann kam 1982, der Libanonkrieg. Zum ersten Mal sahen sich junge Menschen, die „Gusch Emunim“ angehörten, im Krieg, sahen ihre Kameraden fallen. Sie fragten sich: „Was haben wir eigentlich in einem fremden Land zu suchen?“ So entstand eine Parallelgruppe, die nannte sich „Metivot Shalom“ - „Pfade des Friedens“. Interessanterweise fürchteten sie sich davor, mit uns zusammenzuarbeiten, da wir einen sehr radikalen Anstrich bekommen hatten, jedoch nicht durch unsere Schuld. Sie hofften in die Kreise von Jeschiwot (Talmudhochschulen) einzudringen, besonders auch in die der Talmud-Hochschullehrer. Nach kurzer Zeit haben sie eingesehen, daß das zwecklos war, bzw. wenig versprach. Auf der einen Seite waren wir Älteren, sie die mehr Aktivismus hatten, und so haben wir uns auf der anderen Seite vereinigt. Wir sind heute praktisch eine Organisation, im Land bekannt unter dem Namen Natwod Shalom und außerhalb Israels unter dem Namen Oz ve Shalom. Auf diese Weise änderte sich auch die Taktik, denn junge Menschen sind eher als ältere dazu bereit zu demonstrieren und Mahnwachen zu stellen. Diese jungen Menschen waren dazu bereit. Als palästinensische Schulen geschlossen wurden, stellten sie sich vor dem Haus des Ministerpräsidenten auf mit einem Schild, auf dem stand: „Das Volk des Buches schließt das ‚Haus des Buches‘ (= Schulen).“ Oder aber als der Faschist Kahane, den ich nicht als Nazi bezeichnen möchte und der dann später ermordet wurde, gewählt worden war und seinen Siegeszug durch die Altstadt antrat, bei dem er die Araber aufforderte, ihre Häuser zu räumen, sind sie ihm nachgegangen und haben Flugblätter in Arabisch, Englisch und Hebräisch verteilt, auf denen stand: „Wir denken nicht so, wir sind anders“. Das war nicht ganz ungefährlich. Genauso gefährlich war es, als in einem Dorf in der Nähe von Jerusalem Häuser zerstört wurden, wie wir meinten zu Unrecht, dort hinzugehen an einem Sabbath, was für einen Juden nicht so leicht ist, in einer fremden Umgebung, um ihre Solidarität zum Ausdruck zu bringen. Als vor vielen Jahren ein sehr bekannter Rabbiner, den ich nicht ganz freisprechen kann von einer Haltung, aus der heraus ein Mord entstehen könnte, in den obersten rabbinischen Rat gewählt werden sollte, haben diese jungen Menschen vor dem Oberrabbinat mit Erfolg demonstriert.

Während des Libanonkrieges haben wir zusammen vor dem Oberrabbinat eine Demonstration veranstaltet, zusätzlich zu der großen Demonstration in Tel Aviv, anlässlich der Massaker in Saba und Shatila. Ich möchte hier die Tatsache festhalten: in Saba und Shatila haben nicht Juden ge-

mordet, sondern libanesische Christen, aber unter unserer Oberhoheit, und die Waffen hatten wir geliefert, wenn auch nicht zu diesem Zweck. Es gibt im Judentum eine indirekte Verantwortung, die steht im fünften Buch Moses, wo erzählt wird, wenn man einen Erschlagenen findet und man nicht weiß, wer ihn erschlagen hat, dann gehen die Ältesten der am nächsten liegenden Städte hinaus, um zu sagen: „Unsere Augen haben nicht gesehen, unsere Hände haben das Blut nicht vergossen. Würde man auf den Gedanken kommen, die Ältesten hätten getötet? Nein. Sie wollen sagen: „Wir haben es nicht gesehen, sonst hätten wir diesen Getöteten nicht hinausgeschickt ohne polizeiliche Wache. Wir haben das Blut nicht vergossen. Er war vielleicht hungrig, er war vielleicht durstig. Wir haben ihn gehen lassen, er wollte sein Leben retten und hat sein Leben dabei verloren, weil er einfach nicht anders konnte, als sich sein Leben irgendwie zu sichern.“ D.h. indirekte Verantwortung besteht, und wir haben das, als religiöse Gruppe, bewußt zum Ausdruck gebracht.

Es gibt manchmal indirekte Möglichkeiten zu wirken, ich komme jetzt noch einmal auf das Erzieherische zurück. Auch erwachsene Menschen kann man in eine Situation bringen, in der sie plötzlich zum Nachdenken gezwungen sind. Ich habe vorhin gesagt, daß ich auch Kahana nicht mit den Nazis vergleiche. Kahana hat die Absicht gehabt, gewisse Gesetze durchzubringen, die sehr unliebsam an die Nürnberger Gesetze erinnern. Aber nicht darüberhinaus, jeder Vergleich mit dem einmaligen Geschehen der Shoa ist wirklich absolut verfehlt. Nun habe ich vor vielen Jahren Gelegenheit gehabt im Rahmen eines Kurses über vergleichende Erziehungswissenschaft, mich mit dem Thema „Nationalcharakter und Erziehung“ zu befassen wenn es überhaupt so etwas gibt. Es gibt darüber ein sehr bezeichnendes Buch eines deutschen Psychologen, 1915 geschrieben, indem er die Deutschen mit den Engländern und den Franzosen vergleicht, aufgrund der Nationalhymne.

Nun habe ich folgenden Test angestellt, was die Studenten nicht wissen konnten: Ich lese euch jetzt zehn Eigenschaften vor, polar gegeneinander gesetzt: seßhaft - nomadenhaft, aufrichtig - verschlagen, offen in den Kampf gehend - von hinten angreifend, u.s.w. Dann habe ich gefragt, auf wen diese Eigenschaften zutreffen. Nun hatte ich in den Kursen fast immer arabische Studenten. Alle Anwesenden schwiegen verlegen, bis dann einer schließlich sagte: „Also, das sind wir, und das sind die Araber. Das liegt doch auf der Hand.“ Darauf bat jemand, ich solle die Quelle angeben. Darauf sagte ich: „Doßers, Die Judenfrage im Geschichtsunterricht, Leipzig, 1936. Alles, was ihr jetzt uns zugeschrieben habt, das bezieht sich dort auf die arische Rasse, und alles, was ihr den Arabern in die Schuhe geschoben habt, das gilt für uns. Jetzt seid mal etwas vorsichtiger mit Nationalcharak-

ter.“ Dieser Test hat mehr bewirkt, als wenn ich eine lange Predigt gehalten hätte.

Nun zurück zu unserer verhältnismäßig kleinen Gruppe. Wir treten in der Politik ein für „Land gegen Frieden“. Auch hier gibt es wieder zwei Rabbiner, die zwei unterschiedliche Anschauungen vertreten, den sog. aschkenasischen Rabbiner, also den westlichen, der nicht mehr am Leben ist, und einen orientalischen, der noch weiter aktiv ist. Dieser zweite Rabbiner hat uns erzählt, als er uns empfangen hat, daß der militante Kollege ihn fragte: „Wie können sie nur bereit sein, Land gegen Frieden einzutauschen. Wir beten doch jeden Tag: „Gott erbarmt sich seines Landes.“ Woraufhin er die schlagfertige Antwort bekam: Direkt dahinter steht auch: „Gott erbarmt sich seiner Geschöpfe.“ Die Frage ist: Was geht vor? In dieser Hinsicht sind wir schweren Herzens prinzipiell bereit, Land zurückzugeben, wenn dadurch Menschenleben gerettet werden können. Das Prinzip ist nicht so leicht zu verstehen. Das jüdische Religionsgesetz erfaßt nicht nur den Menschen in der Synagoge, in der Familie, sondern es ist ein Gesetz, das das ganze Leben erfüllt und auch das Leben der Gemeinschaft gestalten will. Daher kommt es, daß Rabbiner Stellung nehmen zu prinzipiellen Fragen der Politik, was u.U. schwere Folgen haben kann.

Wir haben sehr strenge Sabbathgesetze. Wir dürfen nichts Neues schaffen. Das hat nichts mit der Schwere der Arbeit zu tun. Wir sollen genauso wie Gott, der von der Schöpfung geruht hat, jede schöpferische Arbeit unterlassen. Die Rabbiner haben festgelegt, daß Lebensgefahr den Sabbath verdrängt. Das ist ein Prinzip, d.h., wenn jemand in Lebensgefahr ist oder erkrankt ist, dann sind wir verpflichtet dem Sabbath zu entsagen, z.B. auch zu fahren, um jemanden zum Arzt zu bringen. Aber wer entscheidet nun, ob diese Situation eingetreten ist? Die Rabbiner haben festgelegt, daß die Entscheidung beim Arzt oder bei dem Kranken liegt und nicht beim Rabbiner. Ganz ähnlich argumentieren wir, die Rabbiner können bestimmte Grundsätze festlegen, aber die Frage, ob eine Situation politisch eintritt, in der ein Verzicht Menschenleben retten kann, unsere Sicherheit garantieren kann mehr als ein nochmaliger Krieg, Gott behüte, das entscheiden nicht Rabbiner, das müssen Staatsmänner und Politiker entscheiden oder Strategen. Das entscheiden nicht Rabbiner und da überschreiten sie manchmal ihre Grenzen. Auch dagegen kämpfen wir, mehr oder weniger erfolgreich.

Unsere Arbeit hat in den letzten eineinhalb Jahren einen großen Aufschwung erfahren, weil wir einen neuen Sekretär haben, der durch seine Persönlichkeit weit größere Wirkungsmöglichkeiten hat als andere. Es ist tragisch, daß er vor eineinhalb Jahren einen seiner Söhne verloren hat, der von Terroristen ermordet wurde. Dieser Sohn war

in seiner Klasse immer in der Minderheit. Er hatte den Mut, gegen alle anderen aufzutreten und für den Frieden einzutreten, und der Vater hat gesagt: „Das ist das Vermächtnis meines Sohnes“. Er hat sein Geschäft niedergelegt und sich uns für zwei Jahre zur Verfügung gestellt. Ich weiß, daß er Möglichkeiten hat, die wir nicht hatten, weil die Menschen ihm zuhören, sogar in den Siedlungen von „Gusch Emmunim“, weil man einem solchen Menschen anders gegenübertritt. Das weiß er selber auch. Es ist ihm gelungen, dreißig Familien, die auch Opfer des Terrors waren, in einer Gruppe zusammenzuschließen, nicht nur religiöse. Das ist etwas so überwältigendes, daß unsere Arbeit rein zahlenmäßig aber auch qualitativ einen großen Aufschwung erlebt hat. Er hat in Zusammenarbeit mit Politikern und Militär Friedenspläne entwickelt, nach denen der größte Teil der Siedlungen im jüdischen Teil bleibt, der Bevölkerung dieser Siedlungen zu uns kommt, wobei wir sehr wenig Land in Anspruch nehmen, um das Land nicht den anderen wegzunehmen.

Eine Frage bewegt uns alle und sollte meines Erachtens an das Ende der Friedensverhandlungen

treten und nicht an den Anfang: Jerusalem. Es wird jetzt immer wieder darüber gesprochen. Zunächst eine Tatsache: In der Bibel ist Jerusalem 656 mal erwähnt, im Koran einmal. Bei den Christen habe ich immer den Eindruck, es handle sich mehr um das himmlische Jerusalem, nicht so sehr um das irdische. Und doch glaube ich, daß hier eine Lösung gefunden werden kann, wenn der gute Wille besteht, die Einheit der Stadt zu wahren und doch jede Seite zu ihrem Recht kommen zu lassen.

Im allgemeinen wird erklärt: Jerusalem, Stadt des Friedens. Das Wort „Jeru“ klingt an im Hebräischen an „Israe“ „er wird gesehen werden“, nämlich Gott auf dem Berge Moria, dem Tempelberg. Das ist die jüdische Komponente. Das Wort „Salem“ erinnert an „Metusalem“, den König von Salem. Er ist Monotheist, aber kein Jude, also die nichtjüdische Komponente. Wir legen Gott in den Mund: „Nenne ich die Stadt nur „Jeru“, wird Metusalem Einwand erheben, nenne ich sie nur „Salem“, dann wird Abraham sich gegen mich auflehnen, darum nenne ich sie „Jerusalem“. •

## Dr. Ansgar Koschel, Bad Nauheim:

### „Praxis eint - Glaube trennt?“

Jauernick-Buschbach bei Görlitz, 8. März 1996 (Tagung „Was eint und was trennt Juden und Christen?“)

#### 1. Zwei Beispiele als Einführung in das Problem

Als der Dialog zwischen Christen in eine Sackgasse geriet - jeder konnte den Part des anderen spielen und doch kam keiner weiter -, da rief man zu gemeinsamen (praktischen) Schritten für den Frieden auf. Und in der Tat: In der Praxis - rechnen wir die Politik dazu - konnte z.B. der Vatikan mit dem Initiator der KSZE, Leonid Breschnew und der Sowjetunion, einige langfristig sehr wirkungsvolle Schritte tun. Und keiner kann sagen, die Vertreter des Vatikan und der Sowjetunion seien eines Glaubens gewesen.

Die weltweite Ökumene weiß sich eins im Glauben an Jesus als dem Christus. Doch wie sehr eint das? Ich denke dabei nicht erstrangig an die vielen Glaubensunterschiede und somit auch nicht an die vielen Definitionen, mit denen die frühkirchlichen Konzilien Orthodoxie herausgeschält haben; ich denke vielmehr erstrangig an die Praxis:

**Ein** Glaube hinderte nicht daran,

- daß es im „3. Reich“ Deutsche Christen und die Bekennende Kirche gab, Franz Jägerstetter und Max Josef Metzger einerseits und die Erzbischöfe Gröber (Freiburg) und Berning (Osnabrück) andererseits;
- daß es das Moskauer Patriarchat und die Russisch-Orthodoxe Exilkirche gibt,
- daß es in Deutschland Anfang der 80er Jahre unter Christen ein „Nein ohne jedes Ja“, ein „Nein gegen Geist, Logik und Praxis der Abschreckung“ gab - und zugleich Tolerierung, ja Legitimierung von Atomwaffen durch Kirchenvertreter,
- daß es die Serbisch-Orth. Kirche und in Kroatien die Röm.-katholische Kirche gibt, die eher zum Krieg gegeneinander motivierten, als daß sie mäßigend wirken.

Ein Glaube eint nur begrenzt!?

Ist es dann **ein** Glaube, wenn die Praxis widersprüchlich ist?

#### 2. Was eint - was trennt?

Ein Problem zwischen Juden und Christen

Christentum und Judentum sind zwei Religionen, doch nicht in einem solchen Verhältnis zueinander wie etwa Christentum oder Judentum zu Hinduismus oder zu Religionen indigener Völker. Sie stehen in einem engeren Verhältnis zueinander und haben Gemeinsamkeiten in den Glaubensinhalten:

- im Glauben an Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde,
- im Glauben an die Ebenbildlichkeit eines jeden Menschen, des „ADAM“,
- im Glauben an eine Vollendung der Schöpfung, z.T. verbunden mit messianischer Hoffnung und dem Glauben an die Auferstehung als Erweis der Treue Gottes,
- im Glauben an die Verantwortung eines jeden Menschen vor Gott und voreinander.

Gerechtigkeit, Erbarmen, Liebe/Nächstenliebe sind gemeinsame Grundlagen für ein ethisches Handeln aus dem Glauben.

Ja, ich könnte wohl noch mehr nennen, sehe aber, daß gemeinsame Bezeichnungen, Worte und Glaubensinhalte bei näherem Hinsehen mehr trennen als einen, ja sogar explosiv, zerstörend wirken können. Ich nenne Worte wie Volk Gottes, Messias, Sohn Gottes, Erwählung, Erlösung, Versöhnung.

Christen wie Juden bedeuten diese Worte viel. Christen wissen oft nicht, was sie Juden bedeuten, und gebrauchen sie deshalb leicht verletzend.

Sollen wir deshalb darüber lieber schweigen, wenn wir als Juden und Christen zusammenkommen oder zusammenarbeiten wollen? Ist es besser, nicht über Gemeinsamkeiten des Glaubens miteinander zu reden, statt dessen miteinander zu arbeiten?

#### 3. Jüdische Einwände gegen den Dialog

Juden werden sagen - und sie sagen es - : Eure ganze christliche Lehre hat euch nicht daran gehindert, Juden auszumerzen, sie zu verfolgen, zu ermorden, weggeschaut oder sogar mitgewirkt zu haben bei der Schoa!

Oder sie fragen auch grundsätzlicher: Sind die Verhältnisse durch bzw. seit Jesus messianisch geworden?

Was sollen wir mit Euch über Christentum und „gemeinsame Wurzeln“ reden? Ändert euch im Handeln! Kehrt um! Dann können wir vielleicht anders zu euch stehen. Dabei erwarten wir gar nicht, daß ihr Juden werdet. Wir wissen selbst, daß für Nichtjuden die Befolgung der „Noahchitischen Gebote“ (1. Mos. 9,1-6) genug ist.

#### 4. Einende Praxis

In der Tat: Juden haben mit Christen angepackt, Deutschland aus den Trümmern des Nationalsozialismus herauszuziehen. In anderen westeuropäischen Ländern haben sie sich ebenfalls - dort z.B. schon im Blick auf das bevorstehende Ende des nationalsozialistischen Deutschland - zusammengetan, eine neue demokratische Ordnung in ihren Ländern, ja in ganz Europa aufbauen zu helfen und Not zu beseitigen. Sie einte der Wille, zu einer menschenwürdigen Welt durch die eigene Praxis beizutragen.

Solche Praxis gibt es auch anderswo heute.

Ich erinnere an Neve Shalom in Israel, den schwierigen Versuch, als Juden, Christen und Muslime, als Israelis, Araber/Palästinenser und Europäer miteinander ein Gemeinwesen zu gestalten und zu erhalten.

Ich erinnere an das andere Modell Nes Ammim, einen christlichen Kibbuz, der sich als Brücke und Begegnungsmöglichkeit zwischen Juden - westlich der Siedlung - und Arabern / Palästinensern - östlich der Siedlung - versteht.

Ich denke an La Benevolenja in Sarajewo, wo Juden mit Nichtjuden medizinische und soziale Hilfe geben für **alle** Notleidenden.

Ich erinnere christlicherseits an Persönlichkeiten wie Adolf Freudenberg und Gertrud Luckner, die durch ihre Praxis in der Zeit der Judenvernichtung Juden Flucht und Überleben ermöglichten.

Ich erinnere auch an Dompropst Bernhard Lichtenberg (Berlin), der öffentlich in der Hedwigskathedrale für die Juden betete, während vor den Toren deren Vernichtung vorbereitet wurde. Denn auch Beten ist ja ein Tun!

#### 5. Gemeinsame Praxis provoziert Dialog

Solche Taten bringen näher, einen vielleicht sogar einzelne Menschen oder größere Kreise von

Christen und Juden, obwohl beide wissen, daß große Glaubensunterschiede existieren. Würden sie über den Glauben miteinander reden? Würde **sie** das trennen?

Ich glaube: Nein (**sie** nicht!)

Woraus ich handle, warum ich auch zu leidvollen Konsequenzen bereit bin, drängt das nicht nach Erklärung, nach Gespräch?

Vielleicht nur anfanghaft - nicht als Disputation über Christologie, Ekklesiologie oder Trinitätslehre, sondern um der Hoffnung des Glaubens, die in uns lebt, Ausdruck zu verleihen.

Juden fragen Christen, die sie fragen können, bzw. die sich fragen lassen und die vertrauenswürdig sind, nach den wunden Punkten des christlichen Glaubens, die zwei Jahrtausende hindurch Spaltung, Elend und Tod für sie brachte. Sie wollen wissen, wo sie mit Christen und Kirchen heute „dran“ sind. Selbst wenn sie wenig Hoffnung haben! Aber was sich im Christentum tut, ist ihnen zumeist nicht gleichgültig.

Und entstehen bei Christen nicht auch Fragen an Juden, mit denen sie zusammenarbeiten?

Ich denke an

- Fragen nach der Zusammengehörigkeit der Juden zueinander. Sie scheinen oft so einig und sind doch so zerstritten; sie sind doch so zerstritten und man vermutet eine hintergründige Einigkeit,
- Fragen nach ihren Erwartungen auf Ziele der Zusammenarbeit. Treffen sich die Erwartungen von Juden und Christen, die zusammenarbeiten, oder gehen sie aneinander vorbei bzw. auseinander? Ist bei unterschiedlicher Erwartung gemeinsame Praxis möglich?
- Fragen nach dem Verhältnis der Juden mit denen Christen zusammenarbeiten, nach dem Staat Israel und seiner Politik.

#### 6. Gefahren für partnerschaftliches Miteinander

Es gibt auch Christen und Nichtchristen, die Juden werden möchten und deshalb die Zusammenarbeit suchen oder durch Zusammenarbeit zur Konversion zum Judentum gelangen. Es gibt Christen und Nichtjuden, die ihre eigene oder ihre familiäre Vergangenheit durch eine Konversion zu bereinigen versuchen. Dies erleichtert Zusammenarbeit zumeist nicht, da ihnen Skepsis entgegenschlägt. Sie entwurzeln sich eher, als daß sie eine neue Heimat finden.

Dialog und praktische Zusammenarbeit eint eher

- wenn Juden Juden und Christen Christen bleiben,
- wenn sie die andere / den anderen als Person schätzen lernen; verstehen und wertschätzen ist angesagt!

Dialog und praktische Zusammenarbeit trennt,

- wenn der Eindruck oder gar der Effekt entsteht, Differenzen, Identität und Profile würden nivelliert. Das kann sogar Gegeneffekte provozieren, wie: „Wir können nicht gemeinsam miteinander beten. Wir haben nicht einen Gott....“.

Wo etwa - im Gegensatz zur Nivellierung - missionarische Tendenzen sichtbar werden, zerstören diese ein partnerschaftliches Miteinander.

### 7. Wahrung von Nähe und Distanz fördert das Miteinander

Juden und Christen sind sich so nah und so fern, daß sie in Gespräch und Praxis das andere im anderen und das eigene in ihm schätzen bzw. auch fürchten lernen (können). Das trifft beiderseits für unterschiedliche Konfessionen, Kongregationen und Richtungen in unterschiedlicher Weise zu.

Die Erfahrung von Nähe **und** Distanz durch Dialog wie durch Praxis fördert meines Erachtens das bipolare Verhältnis als **Mit-** statt Nebeneinander oder gar Durch-einander.

Damit will ich schließen, wissend, daß an dieser Stelle Erfahrungsaustausch, die Praxis von Gespräch und gemeinsamer Aktion weiterführen kann. •

**Bischof Klaus Wollenweber, Görlitz:**

## „Was eint und was trennt Juden und Christen?“

Grußworte und Gedanken zum Tagungsthema, Jauernick-Buschbach bei Görlitz, 8. März 1996

Sehr geehrte Damen und Herren,

in meiner Funktion und in meinem Amt als Bischof der Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz begrüße ich Sie ganz herzlich zu Ihrer Tagung mit dem Thema: „Was eint und was trennt Juden und Christen?“ hier in der Kreuzbergbaude.

Diese Landeskirche im Dreiländereck ist im Osten durch die deutsch-polnischen Grenzflüsse Neiße und Oder gekennzeichnet; im Westen grenzt unsere Kirche an die Ev.-luth. Kirche Sachsens und im Norden an die Ev. Kirche in Berlin-Brandenburg. Unsere zweitkleinste Landeskirche in der Ev. Kirche in Deutschland umfaßt das deutsche Restgebiet der ehemaligen preußischen Provinz Schlesien mit dem Sitz des Generalsuperintendenten bis 1945 in Breslau. Erst 1946/47 ist Görlitz zum Sitz der Kirchenleitung und später Bischofssitz geworden.

Was mich betrifft, so habe ich die beiden Vorträge heute Nachmittag hier in der Kreuzbergbaude mit großem Interesse gehört, da mir aus meiner kirchlichen Biographie heraus die Thematik vertraut ist. Ich stamme ursprünglich aus der Ev. Kirche im Rheinland, war dort bis 1988 Pfarrer und Landes-synodaler und habe 1980 an dem wegweisenden Beschluß der Rheinischen Landessynode mitgewirkt. Damals haben wir etwas in Gang gebracht, was einen solchen Bewußtseinsbildungsprozeß bewirkte, daß nun im Januar dieses Jahres die Rheinische Landessynode mit großer Mehrheit einen Grundartikel ihrer Ordnung dahingehend erweitern konnte, daß am Schluß des ersten Grundartikels folgendes ergänzt wurde:

**„Sie bezeugt die Treue Gottes, der an der Erwählung seines Volkes Israel festhält. Mit Israel hofft sie auf einen neuen Himmel und eine neue Erde.“**

Das ist ein höchst beachtenswertes Ereignis. Ich wünsche mir, daß dieser Vorgang Modellcharakter auch für andere EKV-Landeskirchen (wie z.B. unsere) und hoffentlich auch für EKD-Kirchen hat, zumindest eine klare Signalwirkung. Der Gedankenprozeß selber ist jedenfalls nicht mehr zurückzuschrauben. Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden ist das jedenfalls gut so.

Nach dieser inhaltlich-biographisch gefärbten Vorbemerkung möchte ich wunschgemäß ein paar Gedanken zur Thematik bringen:

1.) Die Losung aus der Sammlung der Herrnhuter Brüdergemeinde für den heutigen Tag steht in der hebräischen Bibel, im Psalm 118 Vers 25:

„Oh Herr, hilf! Oh Herr, laß wohlgelingen!“

Die gemeinsame, intensive Verwendung des Psalters eint uns; wir lernen heute noch, mit den Betern der Psalmen, den einen Herrn und Gott, Schöpfers Himmels und der Erden, anzurufen, uns ihm in vielen Lebenssituationen wieder oder zum ersten Mal neu zuzuwenden, ihm zu vertrauen und auch ihm klagend gegenüberzutreten. Die Vielfalt des persönlichen und gemeinschaftlichen Lebens ist im Psalter aufgenommen, und hat viele Juden und Christen durchs ganze Leben mit den Höhen und Tiefen bis zum Tod begleitet.

Der Text, der Wortlaut, eint uns, aber die Übertragung, die Auslegung und Bezugnahme, die je neue Aktualisierung, trennt uns. Zur hebräischen Bibel kommen für Christen die Evangelien, die Briefe und die Johannesapokalypse als Bekenntnisgrundlage hinzu. Wir Christen lesen die hebräische Bibel von unserem Vorverständnis her auch mit der christlichen Brille, was keinesfalls identisch sein muß mit der sogenannten christologischen Interpretation alttestamentlicher Texte.

Mich würde es reizen, dazu mehr Ausführungen zu machen, aber ich soll mich auf Gedanken beschränken. „Oh Herr, hilf, oh Herr, laß wohlgelingen!“, damit wir lernen, biblische Texte nicht mit Scheuklappen behaftet zu lesen, sondern in der Weite der Tradition jüdischer und christlicher Ausleger zu verstehen. Wir stehen nämlich alle in einer uns vereinigenden Tradition biblischer Schriftauslegung.

2.) Was eint und was trennt uns? Ich denke, ich muß hier auch unsere deutsche Geschichte nennen. Die Thematik des gestrigen Vortrages anläßlich der Festveranstaltung „85 Jahre Synagoge Görlitz“ beleuchtet schlaglichtartig die spannungsreiche Situation: „denken und gedenken“.

Der vergangene Sonntag trägt bei den Christen den Namen „Reminiszenz“ nach dem Psalmwort: „Gedenke, Herr, an deine Barmherzigkeit“ und der vorgeschlagene Predigttext handelte von Abraham, dem Vorbild und Urbild des glaubenden Menschen, der aus seiner Heimat auszog und dem Worte Gottes folgend in ein neues Land unterwegs war. Hinsichtlich der Erinnerung und des Gedenkens ist doch entscheidend: ich kann meine Biographie nicht auslöschen, ich lebe sie und stehe weiterhin mittendrin; ich kann sie weder vergessen, noch möchte ich unterschiedlich davon er-

zählen. Keinesfalls kann ich einen Schlußstrich unter meine eigene Geschichte ziehen, allenfalls darf ich neu anfangen, als Geschöpf aus der Vergabung Gottes heraus einen neuen Lebensabschnitt in Gang zu setzen. Wir Christen in Deutschland haben die Schuld mitzutragen, die Deutsche an Juden getan haben. Das geschehene Tatzeugnis, das Erinnern, das Gedenken trennt uns, aber das Denken darüber eint uns. Wir Jüngeren haben die Chance des Lernens aus dem Nachdenken über Geschehenes. Die Rheinische Kirche hat auf ihre Weise versucht, diese Chance zu nutzen. Es gibt viele Weisen, das Denken zu fördern und zu einer vereinten Sache zu machen. „Oh Herr, hilf, oh Herr, laß wohlgehlen!“

3.) Der kommende Sonntag hat für Christen den Namen „Okuli“ auch nach Psalm 25 „Meine Augen sehen stets auf den Herrn“. In der Thematik dieser Tagung geht es entscheidend um die Blickrichtung. Was sehen meine Augen? Nur den kleinen Bereich vor meinen eigenen Füßen, um den nächsten Schritt möglichst sicher und unbehelligt zu tun? Oder sehen meine Augen auch den Horizont, das Ziel, den Herrn des Lebens und des Todes? In unserer Hoffnung auf die Ankunft des Messias trennt uns der jüdische und christliche Glaube, aber auf dem Weg dorthin eint uns vieles. Das ist doch der Kern der rheinischen Aussage vom Januar dieses Jahres: wir bezeugen auf unserem Weg des Glaubens die Treue Gottes, der an der Erwählung seines Volkes Israel festhält.

Auf diesen Weg richten wir gemeinsam unser Augenmerk. Das eint Christen und Juden. Das setzt in Bewegung, das läßt den Blick nicht in der Vergangenheit stehenbleiben, sondern eröffnet gemeinsame Perspektiven für den Dialog. Das wischt nichts einfach weg, kehrt auch nichts unter

den Teppisch, sondern nimmt Unterschiede wahr und sucht einzelne, kleine gemeinsame Schritte, die uns der Herrlichkeit des neuen Himmels und der neuen Erde näherbringen.

Nochmals kann ich nur sagen: „Oh Herr, hilf, oh Herr, laß wohlgergehen!“ So möchte ich Ihnen allen einen guten Verlauf dieser Tagung, gute gemeinsame Gedanken und neue Perspektiven wünschen, indem ich Ihnen zum Schluß eine jüdische Erzählung weitergebe:

„Es war einmal ein Abt, der sich Sorgen machte über die wenig inspirierende Atmosphäre in seinem Kloster. Die Mönche waren nicht mehr eifrig im Gebet und geneusowenig bei der Arbeit. Endlich suchte der Abt Rat bei einem Rabbi, dessen Weisheit bekannt war. Die Reise dauerte drei Tage. Als der Abt den Rabbi gefunden hatte, fragte er ihn, was er machen sollte, um den Zustand in seinem Kloster zu verbessern. Der Rabbi zog sich zurück und meditierte. Stunden später trat er wieder nach draußen, wo der Abt wartete und sagte ihm: „Geh zurück zu deinem Kloster und sei froh, denn ich habe gemerkt, daß der Messias in deinem Kloster Einzug genommen hat.“

Der Abt trat die Rückreise an, verwundert über das, was er gehört hatte. Nach drei Tagen kam er wieder zu Hause an. Er rief seine Mönche zusammen und sagte: „Ich habe vernommen, daß der Messias unter uns ist.“ Von diesem Moment an blühten Arbeitseifer, gottesdienstliches Leben und die Liebe untereinander im Kloster auf, so wie sie noch nie geblüht hatten. Denn jeder sah in dem anderen den Messias.“

Vielen Dank für Ihr aufmerksames Zuhören. •

**Prof. Dr. Joseph Walk, Jerusalem:**

## „Das gesetzestreue Judentum“

Jauernick-Buschbach bei Görlitz, 9. März 1996 (Tagung „Was eint und was trennt Juden und Christen?“)

Das Wort „orthodox“ liebe ich nicht, weil es „Rechtgläubigkeit“ bedeutet. Wir haben im Judentum im Grunde keine Dogmen, und der Begriff „orthodox“ ist aus der nichtjüdischen Welt hereingetragen worden, nachdem eine Auseinandersetzung innerhalb des Judentums und mit der Umwelt in Gang kam.

Ich kann aber auch nicht einfach sagen, und jetzt kommt der zweite zu verbessernde Irrtum, „religiöses Judentum“, denn es gibt natürlich religiöse Juden, die liberal sind, die das Religionsgesetz nicht als verpflichtend ansehen, und ich spreche ihnen sicher nicht das Recht ab, daß sie „religio“, Verbindung zu Gott, haben. Es tut mir leid, daß in einem Interview mit mir anlässlich der Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille sich folgender Irrtum befindet: Es stimmt, daß ich, als ich gefragt wurde und meine Zustimmung gab, mir überlegte, wer hat eigentlich bisher diese Medaille bekommen? Das waren alles nicht gesetzestreue Juden, aber nicht, wie dort steht „religiöse“. Das hätte ich nie gesagt, das wäre auch sinnlos, denn das Gespräch zwischen uns hat zur Voraussetzung, daß man an Gott glaubt. Es tut mir leid, daß dieser Fehler unterlaufen ist. Es ist ein entstellender Satz.

Aber nun zu dem Begriff „gesetzestreu Judentum“. Vergessen Sie bitte den Begriff „das Joch des Gesetzes“. Für uns ist das kein Joch. Diese Überschrift „gesetzestreu Judentum“ soll andeuten oder eindeutig festlegen, was schon Mendelssohn gesagt hat: „Der Glaube macht dich zum Menschen.“ Das ist das Gemeinsame. „Das Gesetz macht dich zum Juden“, d.h., das Gesetz ist das, was uns von den anderen Religionen und den anderen Völkern unterscheidet. Es ist interessant, daß wir im Neuhebräischen, also in unserer Umgangssprache, wenn wir von einem religiösen Menschen sprechen, ein Wort gebrauchen, das in der sog. Ester-Rolle vorkommt. Der Judenhasser sagt: „Sie haben andere Gesetze“. Dieses Wort „Gesetz“ wird heute in Israel benutzt, wenn man jemanden als einen religiösen, im Sinne von toratreuen Juden, kennzeichnen will.

Gesetz ist das Leitwort des Judentums. Ein Rabbiner des vorigen Jahrhunderts hat gesagt: „Gesetz und nicht der Glaube“, ist das Stichwort des Judentums. Drücken wir es in den Worten von Leo Baeck aus, der zwar ein liberaler Jude war, aber in seiner Lebensführung weitgehend konservativ, wenn auch nicht gerade orthodox: „Im Judentum

soll die Religion nicht nur erlebt sondern gelebt werden“. Das Entscheidende bleibt doch, unserer Meinung nach, das Tun. Der vorhin erwähnte Rabbiner, Samson Raphael Hirsch aus Frankfurt am Main, der Gründer der Neo-Orthodoxie, sagte einmal: „Da wir keine Dogmen haben, ist der jüdische Kalender unser Katechismus.“ Ich möchte das an zwei Beispielen klarmachen.

- Nehmen wir das Pessachfest. Sie kennen es alle vom Abendmahl her, auch die Feier, die bei uns traditionell stattfindet. Die Familie sitzt um den Tisch herum. Man erzählt vom Auszug aus Ägypten und im zweiten Teil, nachdem man gegessen hat und es etwas leichter hergeht, singt man ein Lied. Dieses Lied hat einen Refrain und der lautet: „Es war um Mitternacht“. Das bedeutet nicht, es war Punkt zwölf, sondern Mitternacht als Symbol der Finsternis und der Bedrängung. Angefangen vom Auszug aus Ägypten, rückblickend auf den Sieg Abrahams über die vier Könige, später besiegt Gideon die Midianiter, Deborah besiegt Sisra und schließlich der Fall Babylons um Mitternacht, d.h. an diesem Tag verdichtet sich für den Juden der Gedanke, daß Gott uns errettet aus der Finsternis. Der Jude, der Pessach bewußt in seiner Familie erlebt, identifiziert sich mit einem Glaubensgrundsatz.

- Das zweite Beispiel, gleichsam entgegengesetzt: Etwa im August begehen wir einen Fastentag als Trauer um die Zerstörung des Tempels und den Verlust der nationalen Selbstständigkeit. Juden sitzen trauernd am Boden, das ist die jüdische Art zu trauern. Sie können es heute noch an der Westmauer finden. Nicht nur religiöse Juden, auch nichtreligiöse Juden praktizieren das, es hat einen nationalen Charakter. Da sagen unsere Weisen bereits im Talmud, daß an diesem Tag fünf Dinge geschahen. Das erste Ereignis: An diesem Tag kehrten die zwölf Kundschafter zurück und sagten „das Land ist zwar schön, aber die Bewohner sind so stark“, und sie legten gleichsam bereits den Kern zum Untergang des jüdischen Staates, denn ein Volk, das bereits vor dem Eintritt in das Land die Hände hebt und sagt „sie sind zu stark“ sagt damit: Wir werden nicht durchhalten. So ist an diesem Tag, da das ganze Volk vor Verzweiflung weint, der erste und der zweite Tempel zerstört worden. Die letzte Festung gegen die Römer, Betar, ist an diesem Tag gefallen und - das wissen die wenigsten - an diesem Tag ist der Erste Weltkrieg ausgebrochen, nach jüdischem Kalender. Das hat zwar die jüdischen Gemeinden in Osteu-

ropa noch nicht das Leben gekostet, hatte aber wirtschaftlich schwierige Folgen, die nicht abzu-sehen waren. Wir haben in unserer Generation, und hier haben wir wieder dieses geschichtliche Bewußtsein, zu den sog. Klageliedern, die wir an diesem Tage sagen, eine besondere Elegie hinzu-gefügt, zum Andenken an die sechs Millionen. Das fand zwar nicht am selben Tag statt, aber hier verdichtet sich die Trauer, der Gedanke, daß wir uns versündigen können und daß wir dafür leiden müssen. Allerdings klingt auch dieser Tag aus in der Hoffnung, daß der Messias gerade an diesem Tag kommen wird. Hier sieht man noch ein typisches Merkmal der jüdischen Religion bzw. unse-res Gebetes. Unser Gebet ist im allgemeinen nicht spontan. Unser Gebet ist ein Kollektivgebet. Wir sprechen immer von „wir“, auch am Versöh-nungstag nehmen wir die Sünden aller auf uns, jeder für den anderen. Aber vor allem ist es ein geschichtliches Beten oder, wie ein Rabbiner ge-sagt hat, „die Juden beten Geschichte“. Leo Baeck sagt: „Die Lehre des Judentums ist eine Geschich-te“. Es ist die Verbindung, die man auch anhand der beiden Beispiele sehen kann, der Überblick, gleichsam der Rückblick auf die Geschichte, der uns zusammenhält und uns gleichzeitig die Lehre des Judentums vermittelt.

Ich habe bereits betont, daß das Tun das Ent-scheidende ist. Nun werden Sie sich vielleicht mit Recht fragen: Um all das zu wissen, um an jedem Tag daran zu erinnern, was dieser Tag bedeutet, muß man doch viel gelernt haben. Das Lernen hat im Judentum eine ganz entscheidende Rolle. Sie können auch heute noch in Israel, zwischen Ves-per und Abendgebet, in irgendeine Synagoge ge-hen, und nicht unbedingt der Rabbiner, sondern ein Laie (denn das Judentum ist eine Laienreligi-on) lernt mit Handwerkern, mit Kaufleuten, nicht mit übermäßig vorbereiteten, gebildeten Men-schen. Entweder lernen sie den Wochenabschnitt oder, was schwieriger ist, den Talmud. Wenn es einfacher ist, dann sagen sie Psalmen. Es wird gelernt, denn ohne das Lernen kann man das Ju-dentum und sich selbst nicht verstehen. Aber das Lernen hat auch eine Gefahr, darum betonen un-sere Weisen immer wieder, daß Lernen nur einen Sinn hat, wenn es zur Tat führt. Dafür möchte ich jetzt ein Beispiel bringen, es ist eine Erzählung aus Osteuropa, wo es üblich war, daß die Menschen nicht nur am Tag sondern auch nachts in den „Jeschiwot“, den Talmudhochschulen, durchge-lernt haben.

Da sitzt also im obersten Stübchen der Großvater, Leiter dieser Jeschiwa, dieser Talmudhochschule, und lernt. Eine Etage unter ihm sitzt der Sohn, ebenfalls bereits Gelehrter, und lernt auch. Noch eine Etage tiefer liegt der kleine Säugling, der Sohn bzw. Enkel, und der fängt zu weinen an. Der Va-ter ist so vertieft in sein Lernen, daß er das Wei-nen nicht hört. Der Großvater hört das Weinen, geht hinunter, wiegt den Kleinen in den Schlaf

und geht wieder zurück. Am nächsten Tag läßt er seinen Sohn kommen und sagt: Mein lieber Sohn, ein Mensch der lernt und nicht mehr das Weinen eines kleinen Kindes hört, dessen Lernen hat kei-nen Wert.“

Es gibt noch eine zweite Erzählung, die ungefähr in die gleiche Richtung geht.

Es ist für einen Juden, besonders in der Diaspora, sehr schwer, das Gebet zu verstehen. Er kann nicht genügend hebräisch und er kann sich nicht genügend konzentrieren. Da kommen einmal drei einfache Kaufleute, die auch nicht viel Zeit zum Beten haben, zu ihrem Rabbi und sagen: Rabbi, es fällt uns so ungeheuer schwer, uns beim Beten zu konzentrieren; wir müssen immer ans Geschäft denken. Daraufhin sieht der Rabbi sie durchdrin-gend an und sagt: Das wäre gar nicht so schlimm, es wäre aber mindestens so wichtig, beim Ge-schäft auch ans Gebet zu denken.

Lessing hat einmal gesagt: Was nützt das rechte Glauben, wenn man nicht das Rechte tut? Das Tun bleibt das Entscheidende. So hat denn auch ein Buch des Mittelalters, mit dem Titel „Das Buch der Erziehung“ einen psychologischen Grundsatz fest-gelegt, der ganz modern klingt. Es gibt in Amerika eine Schule, die denselben Weg einschlägt. Wört-lich aus dem Hebräischen übersetzt heißt es: „Die Herzen gehen den Taten nach“, d.h.: Warte nicht bis du ein guter Mensch bist, tue zunächst einmal das Gute und verlasse dich darauf, daß das gute Tun dich auch zu einem guten Menschen machen wird. Denn das, was du tust, hat selbst ohne die Intention, etwas Gutes zu tun, schon seinen Wert. Kant hätte dem nicht zugestimmt.

Der Talmud liebt es, die Dinge manchmal auf die Spitze zu treiben. Einer unserer größten Religi-onslehrer, Gesetzeslehrer, Rabbi Akiwa, hat ein-mal gesagt: Wenn ein Mensch auf der Straße geht und er verliert unabsichtlich eine Münze, und ein Armer hebt sie auf und kauft dafür sein täglich Brot, so hat er damit eine gute Tat erfüllt. Das Entscheidende bleibt also das Tun, das Ergebnis der Tat. Woher wissen wir, was „das Gute tun“ heißt? Woher wissen wir überhaupt, was von uns verlangt wird? Gott kann man nicht erkennen. Wir können nur seine Eigenschaften erkennen. Die Eigenschaften Gottes erkennen wir, um zu versu-chen, Gott nachzuahmen. Das ist ein Gedanke, den es im Christentum auch gibt. Der Talmud sagt: „So, wie Er barmherzig ist, sei du barmher-zig, so wie Er gnädig ist, sei du gnädig, wie Er verzeiht, verzeihe du auch.“

Ein ganz entscheidendes Kapitel, das den Weg zeigt, den der Mensch zu gehen hat, ist das 19. Kapitel im dritten Buch Mose: „Ihr sollt heilig sein, denn ich, der Ewige, euer Gott, bin heilig.“ Ich möchte zwei Beispiele zu diesem Kapitel bringen, eines aus meiner Schulpraxis und das Zweite aus

dem Talmud. In diesem Kapitel befindet sich jener Satz, der bei uns am Autobus zu lesen ist: „Du sollst vor einem greisen Haupte dich erheben.“ Den Kindern im zweiten oder dritten Schuljahr habe ich das folgendermaßen erklärt: Du sitzt im Autobus, ein alter Mann steigt ein, da schaust du plötzlich interessiert zum Fenster hinaus. Du hast ihn also nicht gesehen. Wenn du ihn nicht gesehen hast, brauchst du nicht aufzustehen. Ja, mein Lieber, dich kannst du betrügen, den Alten kannst du auch betrügen, aber Gott kannst du nicht betrügen. Darum steht hinter diesem Satz: „Du sollst Erfurcht haben vor mir, weil ich der Ewige bin, dein Gott.“

Das zweite ist ein talmudisches Beispiel. Stellen Sie sich bitte vor, daß ich hier ein Feld besitze. Auf dieser Seite liegt das Feld vom Nachbarn A, und auf der anderen Seite liegt das Feld von Nachbar B. Jetzt kommt A zu mir und sagt: Hör mal zu, ich habe gehört, daß Nachbar B sein Feld verkaufen will. Ich kenne das Feld nicht, weil du dazwischenliegst. Kannst du mir vielleicht Auskunft geben? Ich hatte keine Ahnung von dem Angebot und antworte: „Das Feld ist einen Dreck wert, wenn du Glück hast kannst du gerade soviel herausholen, wie du hineinsteckst. Ich kann dir nur dringend abraten.“ Am nächsten Tag gehe ich schnell hin und kaufe das Feld. In diesem Fall sagen unsere Weisen, daß wir damit das Wort übertreten haben: „Vor einen Blinden keinen Stein legen.“ Das steht in demselben Kapitel. Was hat das noch zu tun mit dem Verkauf eines Feldes? Es soll gesagt werden: Jemanden wie einen Blinden zu Fall bringen, bedeutet nicht nur, jemandem körperlich zu schaden, sondern es bedeutet auch, jemanden übers Ohr hauen, es bedeutet, hinterlistig vorgehen, und so haben es unsere Weisen ausgelegt. Sie haben also dieses biblische Gebot auf unser tägliches Leben erweitert, und dort steht ebenfalls wie oben: Du sollst dich fürchten vor Gott usw.

Man erzählt, daß einmal ein Rabbi von einer Stadt zur anderen fährt und an einem herrlichen Garten vorbeikommt. Die goldgelben Äpfel blinken, der Kutscher springt ab, streckt die Hand aus und will einen Apfel pflücken. Der Rabbi schreit: „Man sieht!“ Der Kutscher springt zurück auf den Bock und will weiterfahren. Er sieht sich um und sieht niemanden. Vorwurfsvoll sagt er zu seinem Rabbi: Es ist doch keiner da, der mich sieht. Der Rabbi sagt: „Man sieht!“ Dieses „man sieht!“ sollte uns begleiten und jeder von uns, egal welcher Religion er angehört, weiß, wie schwer das in der Praxis ist.

Es wird sich, mit Recht, eine andere Frage erheben. In der Bibel steht, wie allgemein sehr kurz und lapidar ausgedrückt: Du sollst einen Blinden nicht zu Fall bringen, einem Tauben nicht fluchen. Wo ist hier noch der Zusammenhang zwischen diesem Satz und dem von den Schriftgelehrten

später gegebenen Grundsatz: Man soll jemanden nicht schädigen, du sollst niemanden übers Ohr hauen? Nun muß ich etwas vorausschicken. Wir Juden haben keine abgeschlossene Religionsphilosophie. Wir reden in Parabeln. Jesus war Jude, er hat auch in Parabeln gesprochen. Was ich jetzt erzählen werde, sind zwei Parabeln.

Als Moses auf den Berg steigt, um die Lehre von Gott zu empfangen, findet er Gott dort sitzen. Er schreibt eigenhändig die Lehre. Auch heute noch wird bei uns die Lehre mit einem Federkiel geschrieben und nicht gedruckt. Moses sieht, daß Gott kleine Häkchen an jedem Buchstaben anbringt. Er fragt Gott: „Wozu hast du das nötig? Du kannst mir die Lehre auch ohne diese Häkchen geben.“ Gott sagt: „Ja, in ferner Zeit wird einmal ein Gelehrter aufstehen, Rabbi Akiwa, und der wird an jedes Häkchen ein Gesetz anhängen. Für den bereite ich das vor.“ Darauf sagt Moses: „Wenn der Mann so groß ist, warum gibst du dann die Lehre nicht durch ihn?“ Gott sagt: „Schweig, so habe ich es beschlossen.“ Moses bittet Gott, er möchte einmal diesen Mann sehen. Gott führt ihn hinaus in die Welt, die später einmal sein wird, viele hundert Jahre später. Moses setzt sich bescheiden hin und hört zu, wie Rabbi Akiwa mit seinen Schülern lernt, und er versteht kein Wort. Da wird ihm etwas mulmig zumute, bis endlich einer der Schüler sich an den Rabbi wendet und fragt: „Rabbi, woher hast du das?“ Der Rabbi antwortet: „Das ist doch die überlieferte Lehre von Moses.“ Moses atmet auf. Ich werde die Geschichte in meiner Generation zu Ende führen. Es gehört nicht zu unserer Erzählung, wie wir sie benötigen. Moses sagt, als er zu Gott zurückkommt: „Du hast mir eine Lehre gezeigt. Zeige mir seinen Lohn.“ Da wird ihm gezeigt, wie dieser Rabbi Akiwa bei lebendigem Leibe verbrannt wird. Da ruft Moses aus: „Das ist die Lehre und das ihr Lohn?“ Gott antwortet: „Schweig, so habe ich es beschlossen.“ Ich brauche nicht zu erklären, was für unsere Generation diese Fortsetzung bedeutet. Aber gehen wir nun zurück zu dem, was uns wichtig ist an dieser Erzählung. Diese Erzählung, wenn ich es mit eigenen Worten sage, bedeutet doch eigentlich, daß genauso, wie wir an den Früchten und Blüten häufig nicht mehr den Kern erkennen können, der einmal in die Erde gesenkt wurde, so können wir manchmal nur schwer den Zusammenhang zwischen der schriftlichen und der mündlichen Lehre finden, aber das eine wäre nicht möglich ohne das andere. Das ist eine Diskussion, die sich fortsetzt bis in unsere Zeit, ein Lernen, ein Forschen, eine Auslegung, die nie ihr Ende finden wird. Aber sie muß im Rahmen dieser Kette bleiben.

Jetzt kann man fragen: Es kann also jeder hingehen und nach Gutdünken die Lehre auslegen, aber auch darauf gibt ein Midrasch eine Antwort. Wir sind im Lehrhaus. Im allgemeinen wurden im Lehrhaus Probleme anhand eines bestehenden

Falles besprochen. Stellen wir uns vor, daß hier ein Gerät ist. Da sitzen die Gelehrten um den Tisch herum und da gibt es einen Starrkopf, den Rabbi Elieser, und der sagt: „Dieses Gerät ist rein.“ Eine Frage, die heute keine Bedeutung hat. Es ist eine kultische Frage, ob es für den Tempel rein ist. Alle anderen sagen: „Nein, dieses Gerät ist unrein.“ Aber dieser Rabbi gibt nicht nach.

Er sagt: „Wenn ich recht habe, wird jetzt der Johannesbrotbaum sich entwurzeln.“ Das geschieht. Darauf Rabbi Josua unerschütterlich: „Auf Wunder geben wir nichts.“ Darauf sagt Rabbi Elieser: „Wenn ich recht habe, wird jetzt der Wasserlauf vor dem Lehrhaus rückwärts fließen.“ Auch das geschieht. Daraufhin sagt Rabbi Josua: „Auf Wunder geben wir nichts.“ Rabbi Elieser: „Wenn ich recht habe, werden sich jetzt die Wände des Lehrhauses über uns beugen.“ Auch das geschieht. Da springt Rabbi Josua auf, brüllt die Wände an: „Wenn Gelehrte miteinander diskutieren, was geht euch das an?“ Da sagt der Midrasch humorvoll: Aus Ehrerbietung gegenüber Rabbi Elieser haben sie sich nicht mehr aufgerichtet. Aus Ehrerbietung gegenüber Rabbi Josua haben sie sich nicht weitergesenkt. So stehen sie noch heute da. Nun aber spielt Rabbi Elieser seinen letzten Trumpf aus: „Wenn ich recht habe, wird jetzt eine göttliche Stimme ertönen und die soll entscheiden.“ Man hörte eine Stimme vom Himmel: „Was wollt ihr von meinem Sohn Elieser, die Entscheidung richtet sich nach ihm.“ Anders formuliert: Objektiv hat er recht. Da wendet sich Rabbi Josua nach oben und sagt: „Du hast im fünften Buch Mose geschrieben, die Lehre sei nicht im Himmel, sie sei uns Menschen gegeben, damit wir sie mit unserem menschlichen Verstand klären, erforschen. Im zweiten Buch Mose hast du eine Regel festgelegt, wir hätten uns nach der Wahrheit zu richten; so, jetzt wird abgestimmt und damit ist der Fall erledigt.“ Einige Tage später, so erzählt der Midrasch weiter, trifft Rabbi Nathan, einer der Teilnehmer, den Propheten Elias, der noch ab und zu den Menschen erscheinen soll, und fragt ihn: „Sag mal, was hat Gott in dieser Stunde getan? Ist es nicht eine Frechheit, so mit Gott zu sprechen?“ Elias antwortet: „Gott hat gelächelt und gesagt: Meine eigenen Kinder haben mich besiegt.“

Das ist eine typisch jüdische Geschichte. Ich fürchte immer, daß das für nicht-jüdische Ohren blasphemisch klingt, aber wir sprechen so mit Gott, wir fühlen uns ihm so nah. Wir haben so viel für Gott gelitten, daß wir glauben, so mit ihm sprechen zu dürfen.

Nun möchte ich anhand von drei Beispielen konkretisieren, was Mendelssohn sagt: Das Gesetz macht dich zum Juden. Vieles trennt uns so entscheidend in der Lebensführung, z.B. unser getrenntes Essen, wie unsere Gesetzesreligion es verlangt. Die drei Beispiele sind:

- Sabbath,

- Speisegesetze,
- Sexualvorschriften.

### 1. Der Sabbath

Sie wissen, daß wir am Sabbath sehr, sehr schwierige Vorschriften haben. Das hat nichts mit körperlicher Arbeit zu tun. Es gibt darüber viele falsche Vorstellungen. Man kann beispielsweise nicht verstehen, warum ein gesetzestreuer Jude keinen Brief schreibt und keine Elektrizität entzündet - aber Kohlen dürfte ich theoretisch am Sabbath schleppen, weil es keine schöpferische Arbeit ist. Der Gedanke ist: Gott hat von der Schöpfung geruht, gleichsam ihn nachahmend sollen auch wir von der Schöpfung ruhen. Das bedeutet, daß das, was meine alltägliche Beschäftigung ist, am Sabbath aufhört. Ein Beispiel aus meiner Schulpraxis: Ich habe aus diesem Prinzip niemals meinen Schülern eine Prüfung für den Sonntag auferlegt. Nicht einmal in Bibelkunde, obwohl es eine wohlgefällige Tat ist, in der Bibel zu lernen - aber eben nicht für eine Prüfung, denn das ist eine alltägliche Beschäftigung.

Nun möchte ich einen guten Freund zitieren, er hat mein Buch herausgegeben, Professor Sauer. Wir haben uns durch meine Forschungsarbeit kennengelernt. Ich war aus praktischen Gründen einige Male am Sabbath bei ihm in einem kleinen Dorf in der Nähe von Stuttgart. Ich mußte ihm erklären, was ich darf, und was ich nicht darf. Am ersten Sabbath war ihm das merkwürdig. Das zweite Mal war es ihm immer noch fremd, aber schon verständlicher und nach dem dritten Sabbath sagte er, ein gläubiger Protestant: „Wissen Sie, Dr. Walk, wenn ich meinen Sonntag mit ihrem Sabbath vergleiche: ich habe mir Arbeit aus dem Archiv mitgebracht, Privatbriefe muß man ja auch schreiben, der Garten will ja auch gejätet werden.“ Einmal wollte er mit mir über Dokumente sprechen, die noch liegengeblieben waren. Ich sagte: „Tut mir leid, das ist meine alltägliche Beschäftigung.“ Daraufhin sagte er: „Zu einer solchen Abgeschlossenheit kann man nur kommen, wenn man einen Zaun um die Lehre baut.“ So steht es auch im Talmud. Wir haben so viele Vorschriften, die es einem eben nicht ermöglichen, den Samstag zu begehen wie einen Wochentag. Aber selbstkritisch füge ich hinzu, was ein deutscher Rabbiner einmal gesagt hat: Ein Zaun ist noch kein Garten. Man kann auch erstarren, man kann auch stehenbleiben bei den einschränkenden Gesetzen. Jedoch der Grundgedanke bleibt. Sie hätten dem ärmsten Trödler in Osteuropa am Sabbath ein Geschäft anbieten können, das ihn ernährt hätte für eine ganze Woche, er hätte es nicht gemacht. Um es wiederum ein wenig zu erleichtern, hier eine Anekdote über Rothschild. Der Gründer des Hauses, Amschel Rothschild, war ein gesetzestreuer Jude. Als solcher hat er am Sabbath

die Bank geschlossen. Wenn nun ein Brief kommt, der amtlichen Charakter hat oder ein Telegramm öffnet man es nicht. Es kommt ein Telegramm, Rothschild legt es beiseite. Nach einer Stunde kommt wieder ein Telegramm, er legt es beiseite. Es kommen noch viele Telegramme, es häuft sich bis zum Abend. Am Abend zum Sabbathausgang nimmt Rothschild das unterste Telegramm hervor. Es ist die Anfrage eines deutschen Fürsten, die sollen ja manchmal verschuldet gewesen sein. Er bittet um eine Anleihe zu 5%. Da keine Antwort kommt, bietet er 10%. Es kommt keine Antwort, der Fürst bietet 15%, 20% usw., bis 40%. Aber zur Ehre von Rothschild sei gesagt, daß er sich an das talmudische Gesetz gehalten hat, man dürfe einem Käufer nicht mehr abnehmen, als man ursprünglich vorgehabt hatte. Und er ist trotzdem, oder gerade deswegen, reich geworden.

Der Sabbath hat also die Bedeutung, den Menschen dazu zu erziehen, daß er einen der stärksten Triebe, den Erwerbtrieb, im Zaum hält.

## 2. Die Speisevorschriften

Wir dürfen z.B. bestimmte Tiere nicht essen, das bekannteste Beispiel ist das Schwein. Die Tiere, die wir essen, müssen auf eine bestimmte Art geschächtet sein, eine Methode, die übrigens sehr human ist. Wir dürfen nicht fleischig und milchig zusammen essen. Wir müssen einen Segensspruch vor und nach dem Essen sprechen. Wir können uns nicht auf das Essen stürzen wie ein Tier. Wir müssen einen Moment nachdenken und überlegen, was ist dir erlaubt, und was ist dir nicht erlaubt. Bekanntlich ist ja schon der erste Mensch daran gescheitert. Hier sollen wir wieder lernen, den Essenstrieb, der ja ein Grundtrieb ist, im Zaum zu halten.

## 3. Sexualvorschriften

Dafür kann ich ihnen nur ein Beispiel geben. So müssen wir uns während der Menstruation und eine Woche danach vom Eheleben zurückhalten. Psychologen haben herausgefunden, daß das dem Eheleben guttut. Lassen wir Psychologie beiseite. Jedenfalls ist es so, daß diese Vorschriften den Sinn haben, auch den Sexualtrieb in den Grenzen zu halten. Wiederum hat uns der Talmud in einer kleinen Erzählung nahegebracht, daß es sich nur darum handelt, ihn in Grenzen zu halten, und nicht darum, ihn abzutöten. Wir haben ja kein Mönchtum. Da wird also erzählt, daß eines Tages die Weisen zu Gott kommen und sagen: Weißt Du, mit dem Trieb des Götzendienstes sind wir fertig geworden, das zieht nicht mehr, aber mit dem Sexualtrieb können wir nicht fertig werden,

das kann im Grunde genommen keiner. Kannst du ihn nicht einen Tag einsperren? Und Gott erfüllt ihre Bitte. Wissen Sie, was das Ergebnis war? Am nächsten Tag gab es auf der ganzen Welt kein Ei mehr. Da haben sie schnell gebeten den Sexualtrieb wieder frei zu lassen, denn ohne ihn gibt es keine Fortpflanzung, kein Leben und keine Menschheit.

Wenn wir zusammenfassen, ist es das, was einer unserer großen Dichter und Gelehrten im Mittelalter sagt: Wir sollen lernen Herr unserer Triebe zu werden, damit nicht die Triebe uns beherrschen.

Gesetz, immer wieder Vorschriften. Kann das nicht u.U. dem Glauben, der Gesinnung abträglich sein? Besteht nicht ein Widerspruch zwischen dieser strikten Erfüllung von Geboten und einer wirklichen Frömmigkeit? Dafür möchte ich drei Beispiele bringen:

1. Ein Beispiel aus der chassidischen Glaubenswelt,
2. eines aus dem deutschen Judentum und
3. ein sehr trauriges Beispiel aus der Shoa in Osteuropa

### Das erste Beispiel

Wir müssen zwei Begriffe klären. Chassidismus bedeutet eine sehr verinnerlichte Frömmigkeit. Die hat manchmal leider auch zu Auswüchsen führt, wenn man z.B. den Rabbi zu sehr verehrt. Auf der anderen Seite gab es die Gegner, die sich auch so genannt haben „Misnagdim“. Ein Chassid ist ein Angehöriger des Chassidismus, meist in Polen vertreten. Die Misnagdim waren in Litauen vertreten und man nannte sie jiddisch „Litwag“. Wir deutschen Juden waren mehrheitlich in dieser Hinsicht eher zum litauischen Judentum geneigt, weil wir sehr rationalistisch eingestellt waren.

Einmal kommt ein Litwag in eine Gemeinde, die nur aus Chassiden besteht. Das kommt vor. Es kommen die hohen Feiertage, die Vorzeit, die Bußgebete, noch vor dem Neujahrsfest, noch weit vor dem Versöhnungstag. Es ist in Osteuropa üblich gewesen, daß um drei Uhr früh schon der Synagogendiener durch die Straßen geht und ruft: Juden, auf zum Gebet. Dann versammelt sich die ganze Gemeinde. Der Litwag geht auch. Er sieht sich um, die Gemeinde ist voll versammelt, und es fällt ihm auf, daß der Rabbi nicht da ist.

Da fragt er seinen Nachbarn: Sag mal, wo ist euer Rabbi? Er bekommt die Antwort: Psst, wenn alle beten, steigt die Seele des Rabbi zu Gott auf und bittet eine Fürbitte. Der Litwag sagt: Ach, solche Dummheiten! Wer glaubt denn an solche Ammenmärchen? Der Chassid bleibt dabei und der Litwag, das sind Starrköpfe, sagt er wird der Sache

auf den Grund gehen. Eines Tages schleicht er sich in das Haus des Rabbi und legt sich unter das Bett. Nachher hat er zugegeben, daß es ihm doch ein bißchen unheimlich gewesen war. Er wartet ab, was da geschehen wird. Nachts (man hört schon die Stimme des Synagogendieners, der ruft: Juden auf zum Gebet) sieht er, daß der Rabbi aufsteht und in die Küche geht; er zieht die Kleider eines russischen Bauern an, nimmt Stricke und eine Axt. Der Litwag denkt schon, daß der Rabbi vielleicht am Tag ein Heiliger ist und in der Nacht ein Mörder. Der Rabbi wartet, bis das ganze Städtchen in der Synagoge versammelt ist, geht aus dem Haus und der Litwag folgt ihm wie ein Schatten. Der Rabbi schleicht sich an den Häusern entlang, geht in den Wald und fällt Holz, bündelt es mit den Stricken. Nachdem er glaubt, genug zu haben, geht er zurück und der Litwag, wie ein Schatten, hinter ihm her. Das Städtchen ist leer, und der Rabbi geht bis zum allerletzten Gäßchen, wo die Ärmsten der Armen wohnen. Er kommt an ein Häuschen und klopft. Von innen hört man die Stimme einer kranken Frau: Wer ist da? Der Rabbi antwortet auf russisch: Ich, Wassil. - Was willst du, Wassil? - Ich habe Holz zu verkaufen. - Ich hab kein Geld, um Holz zu kaufen. - Dumme Jüdin, du hast einen großen Gott. Ich bin bereit dir zu stunden und du verläßt dich nicht auf deinen Gott! - Aber es ist niemand da, der anzündet. - Na, das laß mich mal machen. Der Rabbi geht hinunter, und als er das erste Scheit anzündet, sagt er das erste Bußgebet. Als er das zweite anzündet, sagt er das zweite Bußgebet. Und als die Stube warm war, hatte er alle Bußgebete gesagt. Als am nächsten Tag der Chassid den Litwag fragt: Nun, was sagst du jetzt? Stimmt es, daß die Seele des Rabbi aufsteigt bis zum Himmel? Darauf soll er geantwortet haben: Wenn nicht noch höher. Und er wurde ein Chassid.

#### *Die zweite Erzählung.*

Einer der größten Rabbiner in Deutschland, einer der letzten Generation, war Rabbiner Joseph Carlebach aus Hamburg. Er hatte neun Kinder. Beim neunten Kind hat ihm noch Hindenburg ein Glückwunschtelegramm geschickt, nach der damals üblichen Sitte. Nicht gerade, weil er Jude war, sondern weil es das neunte Kind war. Der nächste Reichskanzler hat ihm dann den Tod geschickt. Vier seiner Kinder blieben mit ihm zurück. Ein Verwandter dieses Rabbi, aber es hätte auch ihm passieren können, war in Leipzig Schulleiter und Rabbiner. Es kam nun vor, daß die Sommerferien in die Trauerzeit fielen. Diese Trauerzeit um den Tempel in Jerusalem dauert drei Wochen. Sein Sohn wurde später Schriftsteller und Journalist in Israel und er erzählte, daß die Kinder schon ängstlich auf den Kalender gesehen haben, denn sie wußten, wenn die großen Ferien in diese Trauerzeit fallen, dann gibt es keine Freude, keine

Süßigkeiten, man geht nicht ins Theater oder ins Konzert. Aber Schule ist Schule und der Rabbiner ist an die Schule gebunden, weil er Schulleiter ist. Diesmal war es wieder so, daß die drei Wochen Trauerzeit in den Sommerferien liegen. Der Rabbiner Carlebach geht also mit seinem Sohn, was kann er schon machen, im Wald spazieren. Er lernt dabei aus dem Talmud, das ist für ihn selbstverständlich, daß er einen Teil des Talmud auswendig kann. Sie gehen, bis sie plötzlich an eine Lichtung kommen. Sie sehen ein Kaffeehaus, wo gute Bürger sich Kaffee kaufen können. Da ist ein alter Geiger, der spielt und kein Mensch kümmert sich um ihn. Dastut dem Rabbiner weh. Er möchte dem armen Mann eine Freude machen. Damals, in der Weimarer Zeit trug er einen Zylinder und er sah vornehm aus. Er beginnt zu klatschen. Als die deutschen Bürger sehen, daß ein Mann mit Zylinder klatscht, fangen sie alle zu klatschen an. Der Geiger freut sich und verbeugt sich. Aber, Musik darf man ja nicht hören, in den drei Trauerwochen. Kaum beginnt er zu spielen, verschwindet der Rabbiner mit seinem Sohn im Wald. Kaum hat der Geiger aufgehört, erscheint der Rabbiner auf der Lichtung und beginnt zu klatschen, denn es ist eine religiöse Pflicht, einem armen Mann, im weitesten Sinn, sei er Jude oder nicht, eine Freude zu machen. Andererseits darf man nicht Musik hören. Das ist nicht im Gegensatz zueinander, und er verstand es zu vermitteln.

Der Rabbiner aus Hamburg hatte eine viel schwierigere Situation. Er blieb bei seiner Gemeinde und er wußte, daß er seine Frau und seine vier Kinder, die bei ihm geblieben waren aufs Spiel setzte. Es gibt einen Brief von ihm, den er in der letzten Nacht geschrieben hat, bevor er mit seiner Gemeinde nach Riga gehen mußte, wo er erschossen wurde. In diesem Brief stand, daß er jetzt befreit ist von einem Dilemma, aus dem er keine Lösung wußte: Zum einen der Verantwortung gerecht zu werden, die er für seine Gemeinde trägt, und zum andern der Verantwortung, die er seiner Familie gegenüber hat. Nun opfert er nicht nur sich selbst, sondern auch seine Familie. Wiederum ein gesetzestreuer Jude.

#### *Das letzte Beispiel aus der Shoa*

Wir sind in einem Ghetto, 1942. Wiederum haben die Nazis, die den jüdischen Kalender sehr gut kannten, für den zweiten Neujahrstag eine Aktion festgesetzt. Hundert Kinder haben sich am Sammelplatz einzufinden. Da ist ein Vater, ein Litwag, der einen einzigen Sohn hat, dieser steht auf der Liste. Der Vater ist verzweifelt. Er läuft im Zimmer auf und ab und weiß nicht, was er tun soll. Plötzlich öffnet sich die Tür und sein Nachbar erscheint. Hör mal zu, ich hab doch dein kleines Mäuschele so lieb, ich kenn es doch von der Wiege auf. Morgen werde ich dir meine Mütze geben,

ich bin in der Ordnungspolizei, und du kannst das Kind aus dem Zug herausholen. Der glückliche Vater will ihn umarmen, als der Mann plötzlich stehenbleibt, und sagt: Aber eins mußt du wissen, es müssen hundert sein. Er läßt den ratlosen Vater zurück. Der läuft zum Rabbi und fragt: Rabbi, was soll ich tun? Mein einziges Kind, meine ganze Welt, wie soll ich mich verhalten? Der Rabbi sagt: Wie kann ich dir raten? Ich kann dir keinen Rat geben. Aber du bist mein Seelsorger, du mußt mir raten! Der Rabbi sagt: Ich weiß keinen Rat. Da richtet sich der Mann auf und sagt: Deine Nichtantwort ist auch eine Antwort. Am nächsten Tag hat er eigenhändig sein Kind zum Sammelplatz geführt, und es ist der zweite Neujahrstag, an dem wir in der Synagoge die Bindung Isaaks lesen. Dann ist dieser Mann im Ghetto auf- und abgegangen und hat laut diesen Abschnitt vor sich hergesagt, von der Bindung Isaaks. Dann wandte er sich an Gott und sagte: Abraham war bereit seinen einzigen Sohn zu opfern, ich habe heute auch meinen einzigen Sohn geopfert.

Alle drei, die ich erwähnt habe, waren sogenannte gesetzestreue Juden, die unter dem Joch des Gesetzes standen. Sie waren jedoch tief gläubig und haben ihren Glauben unter Beweis gestellt.

Nun gibt es Gesetze zwischen Mensch und Gott, die wir nicht von selbst gefunden hätten, so wie Sabbathgesetze, Speisegesetze usw. Es gibt auch Gesetze zwischen Mensch und Mensch. Was ist

nun, wenn die miteinander kollidieren, z.B. Menschenleben retten und Sabbathgesetze? Auch dafür haben wir eine Antwort gefunden.

Da wird erzählt, daß zu einem Rabbi einer seiner Gläubigen kommt und etwas anmaßend sagt: Rabbi, ich kann alle Gebote erfüllen! Nur ein Gebot kann ich nicht erfüllen. So, sagt der Rabbi, nur ein Gebot nicht? Welches denn? Es steht geschrieben: Du sollst den Ewigen, deinen Gott, lieben. Ich hab ihn nicht lieb. Darauf sagt der Rabbi: Mein Lieber, ich habe den Verdacht, daß du noch ein Gebot nicht erfüllst. Es steht geschrieben: Du sollst den Nächsten lieben, er ist wie du. Ich kann dir nur einen Rat geben, erfülle dieses Gebot und du wirst auch zu Gottes Liebe kommen.

Theologisch gesprochen muß man erst den Gesetzgeber anerkennen, um seine Gesetze auf sich zu nehmen. Aber pädagogisch gesprochen sollte man wohl umgekehrt vorgehen. Man sollte beginnen, wie auf einer Leiter, mit dem zehnten Gebot, mit dem Nächsten, und dann aufsteigen zu Gott. Ein großer, nicht sehr kirchlicher, aber sehr gläubiger Christ, Pestalozzi, der Waisenkinder erzogen hat, hat einmal in demselben Sinn gesagt: Wenn du dem Waisenkind von Gottvater sprichst, hast du wenig getan. Wenn du ihm aber gütig, wie Gottvater, entgegentrittst, wirst du es auch zu Gottvater führen. Ich glaube, daß sich hier wahres Judentum und wahres Christentum treffen. •

Weihbischof Stanislaw Gadecki, Gniezno/Gnesen:

## „Kirche und Judentum im Dialog in Polen - Schwierigkeiten, gelungene Schritte und Aufgaben“

Jauernick-Buschbach bei Görlitz, 9. März 1996 (Tagung „Was eint und was trennt Juden und Christen?“)

### 1. Spezifische Gegebenheiten des Dialogs in Polen

Polen ist ein Land, in dem eine der wichtigsten jüdischen Gesellschaften der Welt entstanden ist, blühte und zerstört wurde. Unser Land, das über 1000 Jahre das gemeinsame Haus der Polen und Juden war, hat das doppelte Erbe, das rühmlichste und tragischste zugleich. Vor dem Jahre 1939 besaß Polen den höchsten prozentualen Anteil eines Landes an jüdischer Bevölkerung - außer Palästina. Fast 10 % der gesamten Bevölkerung waren Juden. Sie hatten eigene religiöse Formen, eigene Kultur und eine Sprache. Das meiste, was „Ostjudentum“ genannt wurde, ist auf dem Gebiet der ehemaligen Republik gegründet worden. Hier hat der Chassidismus seine Gestalt gewonnen.

#### a) Zweiter Weltkrieg

Die Niederlage Polens im Jahre 1939 bedeutete für die Juden in unserem Land zwei verschiedene Wirklichkeiten:

- für die, die sich unter der deutschen Herrschaft befunden haben, war es der Anfang einer Tragödie. Die Nazis haben bald die antisemitischen Gesetze eingeführt und das jüdische Volk ins Ghetto gedrängt.
- für viele von denen, die nach dem Überfall der Roten Armee und der Einnahme der heutigen westlichen Ukraine und des westlichen Weißrußlands am 17. Sept. 1939 unter sowjetische Besetzung kamen und für etwa 300.000 bis 400.000 jüdische Flüchtlinge aus dem Gebiet der deutschen Besetzung war dies der Anfang der Zusammenarbeit mit der sowjetischen Regierung.

Im polnischen Bewußtsein entstand die Verallgemeinerung, daß die Juden mit anderen Volksminderheiten das Siegestor für den Einmarsch der Roten Armee gebaut haben und bei Einführung der neuen Ordnung den Russen stark geholfen haben. Manche haben auch aktiv die politische Polizei der neuen Ordnung gestützt. Dies waren nicht alle Juden, aber einige, die es getan haben, reichten aus, daß bei Polen die Meinung entstand, **die** Juden seien Verräter des Vaterlandes. Man achtete polnischerseits nicht oft darauf, daß die Juden, die keine sowjetische Staatsangehörigkeit annehmen wollten, in das Gebiet der deutschen Besetzung zurückgeschickt wurden. Man muß sich

ja auch nicht wundern, daß diese Juden, vor der Drohung der Nazis fliehend, Unterstützung bei den Russen suchten.

In den durch die Nazis besetzten Gebieten Polens wurden die Juden auf bestialische Weise behandelt. Von etwa 3.500.000 polnischen Juden - dabei sind die ausgenommen, die vor dem Krieg in den von der Roten Armee besetzten Gebieten gewohnt haben - sind nur etwa 250.000 am Leben geblieben.

Manchmal wurden dafür, daß das Ausmaß des Mordens an den Juden so gewaltig war, die Polen angeklagt. Es ist wahr, daß es auch bei uns Personen gab, die durch den Faschismus vergiftet wurden, und auch solche, die mit der Gestapo gegen Mitglieder der einheimischen polnischen Untergrundarmee zusammengearbeitet haben. Die vom Faschismus infizierten polnischen Gruppen der Nationalkräfte - z.B. ONR-Szaniec - waren eindeutig antisemitisch; sie kämpften gegen Juden, Kommunisten und gegen sowjetische Partisanen. Noch beschämender wirkten die „Schmaltzer“, die Juden an die Deutschen verkauften. Abgesehen von den faschistisierten Gruppen und der ONR hat die politische polnische Untergrundbewegung den Juden im Rahmen der Möglichkeiten geholfen, besonders nach 1942.

Vergleicht man Polen mit anderen besetzten Ländern Europas, so haben Polen am häufigsten mit dem Einsatz des eigenen Lebens Juden geholfen. Man muß wissen, wie schwer dies war. Viele Juden waren leicht zu identifizieren, weil sie nur jiddisch sprachen.

Die Zahl der Polen, die geholfen haben, wird sehr unterschiedlich angegeben: 160.000 bis 360.000 bei Brekerowa; 1 bis 3 Millionen bei Lukas. „Die polnische Bilanz des Zweiten Weltkrieges ist besser als in vielen anderen besetzten Ländern“ (Henryk K. Grynberg, 1983). Nach Meinung dieses Autors kollaborierte man in den meisten Ländern mit Deutschen. Man erwähne nur die grausame Behandlung der Juden durch die Vichy-Polizei in Frankreich, die Ermordung tausender Juden in Rumänien (im Gebiet von Bessarabien und Bukowina), die Liquidierung von 25.000 chorbatischen Juden durch die Pawlitschek-Gruppen, die Massaker an serbischen Juden durch die reguläre ungarische Armee während der „Kalten Tage“. Obwohl wir versuchen, das schlechte Verhalten der anderen zu verstehen, rechtfertigen können wir es nicht.

Manche, die nur auf die kleine Zahl der Geretteten sehen, beachten nicht genügend den Grad der polnischen Wirklichkeit von damals, auch den wesentlichen Unterschied zwischen dem Charakter der deutschen Besetzung Polens und der deutschen Besetzung westeuropäischer Länder. Sie klagen an, daß die Polen gleichgültig gegenüber der Situation der Juden gewesen seien. Doch muß man sich aber vor Augen führen: Die Rettung der Juden bedeutete den Einsatz des eigenen Lebens und des Lebens der eigenen Familien. So argumentierten die Polen: Die Nazis seien in Polen im gleichen Maße gegen die Polen vorgegangen, die die Juden versteckt haben, wie gegen die Juden selbst. Viele Polen hätten auch zusehen müssen, wie man ihre Familien ermordet habe, und wie sie angesichts dieser Tatsache machtlos waren. So starb z.B. der Warschauer Aufstand im Herzen des Landes.

In allen besetzten Ländern hat ein Teil der Bevölkerung versucht, den Juden zu helfen. Ein Beispiel dafür ist die Stellung der Holländer, die als Volk sehr judenfreundlich gewesen sind. Doch der Prozentsatz der Juden, die in Holland überlebt haben, war auch nicht höher als in Polen.

Während der deutschen Besetzung konnten Polen noch überleben, Juden hatten jedoch kein Recht mehr dazu. Denn die Nazis haben die Juden nicht nur gehaßt, sie haben sie auch gefürchtet. Den Polen gegenüber war dies anders: Die Nazis haben die Polen gehaßt, aber als das zukünftige Sklavenvolk nicht gefürchtet.

Wichtig ist auch zu sagen, daß die Polen damals mehr die Leidensgemeinschaft mit den Juden empfanden als die Glaubensgemeinschaft mit den Deutschen. Die Juden klagen Polen im Prinzip nicht eines kriminellen Verhaltens wegen an, sondern wegen ihrer Gleichgültigkeit angesichts der Vernichtung (J. Blonski, Arme Polen blicken aufs Getto, 1987; wieder abgedruckt in „Schalom dem schwierigen Dialog unter entfremdeten Geschwistern“ - s. Lit.Hhinweis -). Kaum erinnert man sich an die Informationen über die Lage der Juden, die von der polnischen Untergrundregierung an die amerikanische Regierung weitergeleitet wurden. Als Antwort darauf hat die amerikanische Regierung nicht viel getan!

Man spricht viel vom Antisemitismus der Polen. Die Jugend der Vereinigten Staaten von Amerika staunt, wenn sie hört, daß in Auschwitz außer Juden auch Polen, Russen, Roma und andere Völker ums Leben kamen. Als Beispiel für die Ursache eines solchen Erstaunens sei die These für den Grund der Lokalisierung der Konzentrationslager in Polen genannt: Sie sollten dort errichtet werden, weil die Deutschen mit der schweigenden Zustimmung der Polen rechneten. Diese These wurde im Film „Schoa“ von Lanzman verfilmt und popularisiert. Viele im Westen haben diesen Film als Rekonstruktion der damaligen historischen Wirklichkeit angenommen. Auf ähnliche Weise behan-

delt der Roman „Gefärbte Vögel“ von J. Kosinski die Wirklichkeit. Aber die Lokalisierung der KZs auf dem Gebiet des besetzten Polens hatte ganz andere Gründe: Dort wohnten die meisten Juden, deren Transport dadurch erleichtert wurde. Viel leichter auch als in anderen westlichen Ländern konnte man sich vor der öffentlichen Meinung verstecken. Was konnten die Polen unter solchen Umständen mehr tun? In einer Situation, in der die westlichen Regierungen kaum etwas oder gar nichts taten?

Der Mangel an tiefer Reflexion über die Natur des Nationalsozialismus führt dazu, daß man die Schoa oft vereinfacht und nicht den Nationalsozialismus, sondern das Christentum als Motor der Vernichtung vorstellt.

In Polen wirkte der Holocaust sehr destruktiv auf das Bewußtsein. Er verfinsterte eine fast 1000jährige gemeinsame Geschichte des Zusammenlebens von Juden und Polen.

Er lastet auf der Gegenwart und auf der Form des Dialogs, die nur auf die tragischen Ereignisse aus der Kriegszeit beschränkt wurde. Für Polen waren die Leiden der Juden verbunden mit den Leiden der eigenen polnischen Bevölkerung. Die Juden unterstrichen andererseits die Ausschließlichkeit ihres Leidens und verdächtigten Polen, sich der Leiden der anderen zu bemächtigen.

### **b) Nach der Kriegszeit**

Nach dem Ende des Krieges hielten die Konflikte an. Die Volkszählung aus dem Jahre 1945 gibt die Zahl der auf dem jetzt begrenzten Gebiet Polens verbliebenen Juden mit 91.737 an, wovon 35.959 aus den KZs befreit worden waren; 10.000 kehrten aus der UdSSR nach Polen zurück. Im Juni 1946 gab es 240.489 Juden in Polen, davon waren 157.420 aus der UdSSR repatriert. Die meisten haben sich in Schlesien oder in Warschau niedergelassen; sie waren meist assimiliert und gründeten keine Religionsgemeinschaften, manchmal Kulturverbände. Auch wenn der Krieg für Westeuropa 1945 beendet war, dauerten für Osteuropa die Auswirkungen dieses Krieges noch bis zum Jahre 1989 an. Die Juden, die aus der UdSSR nach Polen zurückkamen, fanden sich inmitten eines „Hauskrieges“ wieder, bei dem man versuchte, den nichtgewollten Kommunismus einzupflanzen.

Zwischen Februar und September 1945 ermordeten extremistische Rechte etwa 400 Juden. Trotzdem läßt sich Emigration in dieser Zeit nicht allein mit dem Antisemitismus erklären. Viele Juden sind damals emigriert, da sie nicht in Polen als dem Friedhof ihrer eigenen Familie leben konnten. Anderen verhalf das kommunistische Regime zur Emigration. Wieder andere emigrierten, weil sie sich nicht sicher fühlten. Manche Polen haben sich an die Abwesenheit der Juden gewöhnt und waren erstaunt, daß man über die Rückgabe der Häuser gesprochen hat. Für manche Juden war die

kommunistische Regierung eine Sicherheitsgarantie. Viele von denen, die nicht emigrierten, haben ihr Los mit dem Los der kommunistischen Partei vereint.

Als aber im Jahre 1948 - nach dem Fall von Gomułka - die Partei eine stalinistische Richtung einnahm, haben sich viele Juden in der Opposition gegen das Regime befunden.

Andere wiederum haben die Staatssicherheit unterstützt. In einer solchen Atmosphäre kam es zum Pogrom von Kielce (4.7.1946), bei der die Volksmenge 40 Juden ermordete, darunter auch Frauen und Kinder. Alles weist darauf hin, daß es sich um eine durch das UB organisierte Provokation handelte. Im Jahr 1968 hat man die Verantwortung für die Unruhen den Zionisten vorgeworfen. Das verstärkte die Emigration nach Israel.

Es ist ein Paradox, daß die Juden, die die kommunistische Partei unterstützt haben, zugleich ihre Opfer wurden. Im Jahre 1956 bekämpfte man die „Zionisten“; ca. 40.000 Juden verließen daraufhin Polen. Im März 1968 bekämpfte man ebenfalls wieder die Zionisten. Sie wurden angeklagt für den Fall des Kommunismus. Auch Änderungen im Jahre 1972 - in einem gewissen Sinn auch im Jahre 1989 und 1990 - verband man mit Zionisten. Für viele jüdische Bürger bedeutete dies die Notwendigkeit, das Land zu verlassen, das sie durch Jahrhunderte als ihre eigene Heimat betrachteten. Sie mußten - im Land, wo sie geboren und erzogen wurden, und das sie liebten - eine offizielle Erklärung abgeben, daß sie keine Polen seien.

Das katholische Milieu stand auf der Seite der Ausgestoßenen. Heute gibt es höchstens instrumentelle Bedienung mit Stereotypen. Auf der jüdischen Seite empfindet man die Zerstörung der Hauptzentren des jüdischen Lebens als eine Wunde. Man sucht nach Wegen, die jüdische Aktivität in Polen wieder zu beleben.

## 2. Gelungene Schritte

Der polnisch-jüdische Dialog in Polen begann ziemlich spät, in der zweiten Hälfte der 60er Jahre, aber im wesentlichen erst in den 70er Jahren, als sich die Stellung der katholischen Kirche zum Judentum änderte. Am Anfang gab es Dialog im Bereich historischer Themen. Hierbei nahmen die Jagellonische Universität Krakau und das Jüdisch-Historische Institut in Warschau (ZIH) eine führende Rolle ein. Dieser Dialog wurde aber durch die damaligen politischen Bedingungen begrenzt. Wenn auch mit Schwierigkeiten, so konnte man doch neue Initiativen unternehmen, auch Symposien zu jüdischen Themen.

Warum fing es so spät in Polen an?

Schuld daran sind viele Faktoren. Ich möchte aufzeigen, welche mir die Wichtigsten scheinen:

- Die Juden, die auf polnischem Gebiet die Schoa überlebt haben, wollten oder konnten auch nicht über das sprechen, was sie überlebt haben. Sie wollten nicht zur schrecklichen Vergangenheit zurückkommen. Dies sollte man respektieren.

- Auch die Kirche mußte um das Überleben kämpfen. Es gab eine Teilungslinie, die zwischen Gläubigen und Atheisten verlief. Christen und Juden fanden sich z.T. auf verschiedenen Seiten der Barrikade wieder. Christen glaubten, sie müßten den Glauben an den einen Gott vor dem programmierten Atheismus schützen.

- Die kommunistische Regierung zensierte auch das polnisch-jüdische Thema. Zionismus, Kapitalismus und Imperialismus schienen als Feind des Fortschritts, des Sozialismus und der Demokratie. Viele konnten die volle Wahrheit nicht sagen, andere wollten schweigen.

Den Durchbruch in den 70er Jahren unternahm man auch im theologischen Dialog. Die Zeitung „Tygochnik Pow“ (Krakau) hat dabei eine führende Rolle gespielt, sodann ZNAK (Krakau) und WIEZ (Warschau). Anfang der 80er Jahre begann eine Serie von Artikeln im theologischen Bereich.

Im Jahre 1983 erschien das Doppelheft der Zeitschrift „ZNAK“: Katholizismus, Judentum. Juden in Polen und in der Welt“. Eine bedeutende Rolle bei der Gestaltung des Neuen spielten die „Wochen der jüdischen Kultur“, aber auch die vom Club Katholischer Intelligenz Krakau (KIK) organisierten „Auschwitz-Wochen“.

Einen nachhaltigen Impuls erhielt der religiöse Dialog durch die Einrichtung und Berufung einer Unterkommission des polnischen Episkopates für den Dialog mit dem Judentum im Jahre 1986; 1987 erhielt sie den Status einer vollen Kommission.

Ihre Aufgabe ist die Koordinierung der Beziehungen zum Judentum und eine Stimulierung der theologischen Reflexion. Die Kommission organisiert zusammen mit B'nai B'rith ein erstes internationales Kolloquium zum Thema „Juden und Christen im Dialog“.

Heute können wir im Bereich des christlich-jüdischen Dialogs bereits auf bestimmte Ergebnisse zurückblicken, z.B. auf eine neue Serie „Kirche, Juden und Judentum“.

Am 30. Februar 1990 erschien der erste Brief des polnischen Episkopats zum Thema Judentum; er sollte in allen Kirchen des Landes verlesen werden. Dieser Brief wurde mit großem Interesse unter Juden und in der Kirche aufgenommen. Der erste Teil spricht von gemeinsamen Beziehungen, der zweite von historischen Bindungen. Während der Arbeiten der Kommission sprach man auch über das Karmeliterinnen-Kloster in Auschwitz. Währenddessen erstand das Zentrum des Gebets und des Dialogs in Auschwitz, dessen Zweck neben anderen ein Nachdenken über die Schoa ist.

Infolge der Zusammenarbeit der Kommission mit der Erzdiözese Chicago haben 22 Professoren aus den polnischen Priesterseminaren und Theologischen Hochschulen an einem wissenschaftlichen Seminar in Spertus-College of Judaica teilgenommen. Im vorigen Jahr kam es dank der Bemühungen der polnischen Kommission und der Arbeitsgruppe der Deutschen Bischofskonferenz zu Fragen des Judentums zu Erklärungen aus Anlaß des 50. Jahrestages der Befreiung des KZ Auschwitz-Birkenau.

Im Jahre 1991 entsteht der Polnische Rat der Christen und Juden als Mitglied des Internationalen Rates der Christen und Juden (ICCJ). Ihr Zweck ist das gemeinsame Kennenlernen der Christen und Juden, beiderseitiges Verständnis und Veröffentlichungen aus der Erkenntnis heraus, daß wir alle Kinder Gottes sind.

Dank dieser Tätigkeit kam es zur 1. Internationalen Konferenz des Internationalen Rates der Christen und Juden in Polen zum Thema: „Jüdische und Christliche Traditionen. Auf der Suche nach der idealen Gesellschaft“ (10.-14. Juli 1994).

Der Polnische Rat konnte auch mit Hilfe der Adenauer-Stiftung eine Broschüre herausgeben unter dem Titel: „Die Katholische Kirche über ihre Wurzeln“. Eine wichtige Initiative ist, in jedem Jahr ein Buch herauszugeben.

Inzwischen entstanden u.a. folgende Einrichtungen des Dialogs, die alle auf eigenständige Weise arbeiten:

Internationaler Rat des Staatlichen Museums Oswiecim

Internationale Jugendbegegnungsstätte Auschwitz

Die Stiftung der Opfer der KZs

Der Verein der Kinder des Holocausts in Polen

Der Verein der Juden, der Kombattanten im Zweiten Weltkrieg

Der polnische Verein „Gerechte unter den Völkern der Welt“

Das Korzcak-Komitee

.....

In der Zusammenarbeit mit der Konferenz des polnischen Episkopats entstand im Herbst 1995 das Institut für katholisch-jüdischen Dialog an der Katholischen Akademie in Warschau (ATK). Die ATK ist schon seit einigen Jahren publizistisch und durch Studientagungen auf diesem Gebiet tätig. Sie ist theologische Ausbildungsstätte für Laien-Theologen, Gemeindeferenten - männlich wie weiblich -.

### 3. Aufgaben

Gemäß den Aufgaben der Kirche dient der Dialog zur Verwirklichung dessen, was den gemeinsamen

Glauben an Gott, den Vater und Schöpfer des Himmels und der Erde, des einen Herrn der Geschichte und Menschen entspricht, der auf verschiedene Weise durch die Propheten und zu den Christen durch seinen Sohn Jesus Christus spricht. Es bedeutet, das Licht der anderen Völker zu sein.

#### a) Aufgaben auf allgemein menschlicher Basis

Es geht darum, die Natur des Holocaust tiefer zu verstehen. Die Polen, die bei der Verteidigung bzw. beim Schutz der Juden ums Leben kamen, sind die Opfer derselben (nationalsozialistischen) Ideologie.

Der Prozeß des (jetzt möglichen) Kennenlernens besteht beidseitig. Auch Juden haben in dieser Beziehung viel zu tun. Ein klassisches Beispiel dafür ist Kardinal Hlond, der von den Juden als der größte Antisemit behandelt wurde.

Auch dieses Beispiel verdeutlicht, daß beide Seiten sich positiver Persönlichkeiten und Geschehnissen zwischen Juden und Christen erinnern und sie aus solcher Erinnerung ihre Wirklichkeit gestalten.

#### b) Aufgaben auf intellektueller Ebene

Hier geht es um die Vertiefung der gegenwärtigen Kenntnisse im Bereich der theologischen Hauptthemen etwa wie Bund, Christologie, Eschatologie.

Es bleiben wichtige theologische Grundfragen, wie z.B. die Verhältnisbestimmung vom Alten zum Neuen Testament. Die traditionellen Bestimmungen sind nicht ausreichend. Sie können nicht nach dem Muster eines permanenten Gegenüber begriffen werden. Man kann nicht einfach von zwei parallelen Heilswegen sprechen. Dies alles stellt die Frage nach der „Judenmission“.

Es wäre eine engere Zusammenarbeit möglich im Blick auf eine biblisch inspirierte Ethik, die im Kern die Themen Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung, Frieden und Sorge um das Leben, dann auch den Einsatz für die Menschenrechte enthält. Es gibt auch im Zentrum noch längst nicht genügend angegangene Grundfragen; nämlich die **Messiasfrage, die Einzigartigkeit Jesu als Gottes Sohn und die Gesetzfrage** (Bischof Karl Lehmann, Die katholische Kirche und das Judentum, 26. 10. 1995, Matternhaus in Köln).

Christen können aus ihrem eigenen Glaubensverständnis nicht darauf verzichten, auch Juden gegenüber Jesus als Christus zu bezeugen.

Juden können aus ihrem Selbstverständnis nicht darauf verzichten, auch Christen gegenüber die Unüberholbarkeit der Tora zu betonen („Theologische Schwerpunkte des jüdisch-christlichen Gesprächs“ des Zentralkomitees der deutschen Katholiken aus dem Jahr 1979, in: *Die Kirche und das Judentum. Dokumente von 1945-1985*, 257).

Gegenüber wachsender Säkularisierung darf man auch nicht die gemeinsame **Auseinandersetzung um die Gottesfrage** vergessen. Dabei ist selbstverständlich, daß die Vorgeschichte von Auschwitz nicht beschönigt werden darf. Gerade so kommen wir zu einem Gespräch über den Sinn von Religion heute (Bischof Karl Lehmann, *Die katholische Kirche und das Judentum*, 26. Oktober 1995, Matternhaus in Köln).

Es ist zu erwähnen, daß es in Polen eine Reihe gut verbreiteter Veröffentlichungen von Übersetzungen gibt (z.B. F. Mussners „Traktat über die Juden“).

Allerdings fehlen - außer dem Versuch von M. Czajkowski „Das Bundesvolk“ - gute wissenschaftliche Arbeiten zur Beziehung zwischen Israel und den Kirchen.

Aus dem bisherigen ergibt sich für polnische Katholiken die Aufgabe, das zu verwirklichen, was die Kirche in offiziellen Dokumenten formuliert und nach der Konzilserklärung „Nostra Aetate“ um weitere wichtige Dokumente ergänzt wurde. Es geht um das Bekanntmachen und Nahebringen der Konzilserklärung „Nostra Aetate“ im Leben der Kirche und der Gläubigen, ebenso des Briefes des polnischen Episkopats zum 25. Jahrestag der Bekanntmachung von „Nostra Aetate“ (30. Nov. 1990) und der Deklaration der europäischen Bischofssynode über die besondere Beziehung zu den Juden.

### c) Aufgaben auf der geistlichen Ebene

Der Dialog beabsichtigt eine genau beschriebene Spiritualität und die Lust an der Verständigung.

Eine sehr gute Beschreibung des Dialogs finden wir bei Rabbi Mendel aus Coc: „Wenn ich ich bin, weil du du bist, das heißt, daß ich du und du bist, nicht ich. Aber wenn ich ich bin, weil du du bist, dann bin ich ich und du bist du - und wir können miteinander sprechen“.

Ein so verstandener Dialog kann nicht als Mittel dienen, um einen Zweck zu erreichen, sondern ist Selbstzweck in sich. Es geht dann um das Zeugnis des Lebens nach dem Maß der bekannten Wahrheit. Der Christ, der treu der Kirchenlehre bleiben will, hat keine Alternative. Er ist zum Dialog „verurteilt“.

Dazu gehört auch das durch nichts zu ersetzende Gebet, gehört das Kennenlernen der Inhalte und der Praxis der jüdischen Religion, so wie es Juden selbst verstehen und leben.

Wegen des Fehlens direkter Kontakte zu Juden ist diese Bitte dringend und zugleich unter unseren Bedingungen schwierig zu verwirklichen. Rabbi Byron Sherwin sagte zu diesen Thema: „Ihr lebt

mit dem Judentum, das ihr nur aus den Büchern kennt. Ihr lebt im Lande, das mit der jüdischen Kultur durchströmt ist. Ihr könnt uns helfen, die polnische Vergangenheit wiederzugewinnen, die unsere und die eure zugleich ist.“

## 4. Abschließende Bemerkung

Gegenwärtig beobachten wir viele Änderungen in Polen; manche fragen nach ihrer Richtung.

Auf der polnischen Seite steigt in vielen Fällen das Interesse an den gemeinsamen Banden mit den Juden. Manchmal wird das Problem nicht bemerkt, denn im Alltag treffen wir in Polen auf keine Juden. Deshalb gebe es kein Problem, meinen viele. Doch dies ist die schlimmste Vereinfachung, ähnlich der, wenn jemand sagt: „Ich sehe keinen Gott. Deswegen gibt es auch keinen.“

Man kann nicht vorwärts gehen, ohne die außerordentlich große Bedeutung zu sehen, die die Juden in der Geschichte des polnischen Volkes gespielt haben.

Schwierig - und es scheint nicht nur für Polen charakteristisch - ist es, daß am Dialog nur die akademischen Kreise interessiert sind. Die Übertragung in weitere Kreise geht langsam und mit unterschiedlicher Wirksamkeit vor sich. Manche Katholiken haben Angst, daß sich die Kirche den jüdischen Einflüssen ergibt. Dieser Schwierigkeit versuchte der Brief des polnischen Episkopates zum 25. Jahrestag der Konzilserklärung „Nostra Aetate“ zu begegnen. •

### Literatur-Hinweis

Wir verweisen auf das von Günther Särchen und Ludwig Mehlhorn über das Anna-Morawska-Seminar der Aktion Sühnezeichen 1990 herausgegebene Heft „Schalom dem schwierigen Dialog unter entfremdeten Geschwistern. Polen und Juden - Juden und Polen. Geschichte, Kultur, Dokumente, Reflexion, Literatur“.

Es ist vom Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit nachgedruckt, um das zit. Hirtenwort der Polnischen Bischofskonferenz von 1990 und einem Aufsatz von Theo Mechtenberg ergänzt. (186 Seiten; 18,- DM).

**Prof. Dr. Franklin H. Littell, Philadelphia:**

## „Erinnerung und Versöhnung - Christlich-Jüdischer Dialog in den USA“

Jauernick-Buschbach bei Görlitz, 9. März 1996 (Tagung „Was eint und was trennt Juden und Christen?“)

Es ist für mich ein großes Privileg gewesen, mit einigen der Männer und Frauen verbunden gewesen zu sein, die neue Wege des interreligiösen Dialogs beschritten haben, sowohl in Amerika als auch in Deutschland. Ich erinnere mich gut daran, wie die ersten, zarten Knospen in Amerika zu blühen begannen, wo die verfassungsmäßig garantierte Religionsfreiheit und die wachsende Vitalität protestantischer, römisch-katholischer und jüdischer Gemeinschaften es zwingend notwendig machten, das Verhältnis zwischen den Gemeinschaften auf eine Weise zu gestalten, die sich von den Gepflogenheiten, wie sie in der europäischen „Christenheit“ üblich waren, unterschied. Protestanten und Katholiken waren nur selten - und wenn, dann nur oberflächlich und kurzzeitig - in der Lage, ihre altvertrauten Formen der Etablierung in der Neuen Welt fortzuführen, und die meisten Juden waren nicht mehr willens, dem Lebensstil von Ghetto und Shtetl zu entsprechen.

Trotzdem hat es auch gewaltige Anstrengungen gegeben, um zu den kulturellen Motiven der alten Ordnung zurückzukehren. Während der Präsidentschaftswahlen von 1928 z.B. trugen militante antikatholische Kräfte erheblich zur Niederlage von Al Smith bei.

Im Jahre 1962 jedoch vermochte ein ähnlich böartiger Kreuzzug von Ewiggestrigen den Siegeszug eines Katholiken - John F. Kennedy - nicht zu blockieren.

Die gegenwärtigen Debatten über den Stellenwert der Religion im öffentlichen Leben bewegen sich in eine andere Richtung, die die Mitglieder der römisch-katholischen und protestantischen Kirchen, wie auch der jüdischen Gemeinden voneinander unterscheiden.

Es gibt immer noch einige bürgerliche und klerikale Politiker, die mit der Beschwörung eines „christlichen Amerikas“ aus überkommenen Vorurteilen Kapital schlagen, obgleich die amerikanischen Bürger insgesamt der Meinung sind, daß religiöse Überzeugungen als solche das politische Gemeinwesen nicht spalten dürfen. Von Persönlichkeiten, die aus religiösen Gründen eine bestimmte politische Linie verfolgen, wird erwartet, daß sie ihre Sache in einer allen zugänglichen Sprache und gemäß den Spielregeln des öffentlichen Gesprächs vortragen.

Die National Conference of Christians and Jews (NCCJ) war in der zurückliegenden Zeit als maßgeblicher Faktor am Rückgang politisch artikulierter Bigotterie beteiligt. Die NCCJ, unter dem

Eindruck der üblen Kampagnen des Jahres 1928 und auf die Initiative von Everett Clinchey hin gegründet, hat auf die Politik niemals mit roher Gewalt einzuwirken versucht. Diese Vereinigung verstand sich als Mahner, der an das bessere Selbst der Amerikaner appelliert, zugunsten einer Zusammenarbeit zwischen den Gemeinschaften, der Freundschaft zwischen den ethnischen Gruppen und schließlich des Dialogs zwischen den Religionen.

In dieser Zeit gab es ebenfalls kleine, aber einflußreiche interreligiöse Entwicklungen innerhalb der Universitäten. Cornell United Religious Work (CURW) war eine pionierhafte Einrichtung, die 1923 von Richard Henry Edwards gegründet wurde. Ihr folgt das 1943 von Franklin H. Littell gegründete Office of Religious Affairs an der Universität von Michigan. Nachfolgend entstanden ähnliche Einrichtungen an der Ohio State University (Milton McLean), der University of Minnesota (Henry Allen), der University of Oklahoma (Dorothy Stout), der Kansas State University (William Tremmel) und an der Wayne State University (Hubert Locke). Ein Jahrzehnt später war ein Netzwerk von Organisationen mit entsprechendem Personal geschaffen, das von den Budgets der Universitäten gefördert wurde. Schließlich wurde 1959 eine professionelle Arbeitsgemeinschaft gegründet - die Association of Coordinators of University Religious Affairs (ACURA) - die die Arbeit weiterführt.

Die nationalen Interessen verstärkten während des Zweiten Weltkriegs die bewußte Zusammenarbeit zwischen den Führern und Mitgliedern jener höchst profilierten Troika, die aus Protestanten, Katholiken und Juden besteht. Die amerikanische Militärgelastigkeit mit ihrem Motto „Kooperation ohne Kompromiß“ bewirkte eine enge, praktische Zusammenarbeit zwischen den Priestern, Pastoren und Rabbinern und den Kirchen bzw. Gemeinschaften, von denen diese entsandt wurden.

Von großer Bedeutung war die Tatsache, daß die Amerikaner den Aspekt der religiösen Angelegenheiten in ihre Pläne für die Besatzung und „Demokratisierung“ Deutschlands nach dem Kriege mit einbezogen. Die Einbeziehung einer Abteilung „Religious Affairs“ (Religiöse Angelegenheiten) im Rahmen der personellen und finanziellen Ausstattung eines Programms, das von einer Regierung getragen wurde, von der die meisten Amerikaner wußten, daß sie der „Trennung von Kirche und Staat“ verpflichtet ist, bedingte natürlich einen besonderen Standpunkt hinsichtlich des Stel-

lenwertes, den die interreligiöse Zusammenarbeit und das interreligiöse Verständnis für das Gedeihen eines gesunden Gemeinwesens einnehmen sollte.

Dieses Programm förderte auch das Bewußtsein, daß Religionsfreiheit die „freie Ausübung der Religion“ ebenso mit einschließt, wie es auch die Etablierung einer einzigen verbietet. Hauptsächlich aber bedingte es vielleicht die Überzeugung, daß diejenigen Deutschen, die bereit und willens waren, sich nach dem Ende des nationalsozialistischen Dritten Reiches der schwierigen Aufgabe eines demokratischen Neubeginns zu stellen, sich darüber im klaren sein sollten, wo die eigentlichen Grenzlinien zwischen der Rolle der Kirchen und der Rolle des Staates im öffentlichen Leben zu ziehen sind.

Noch unmißverständlicher trat eine Überzeugung hervor, von der wir fühlten, daß sie von unseren deutschen Freunden, die gegen den Nationalsozialismus eingestellt waren, geteilt wurde. Der ideologische Monolog mußte durch einen interreligiösen Dialog ersetzt werden. Das wahnsinnige Unternehmen, Europa judenrein zu machen, mußte ins Gegenteil verkehrt werden, und die Bedeutung einer sich fortsetzenden jüdischen Präsenz in einem vereinigten und demokratischen Deutschland im Rahmen eines vereinigten Europas mußte hervorgehoben werden.

Deutschland wurde damals in Zonen aufgeteilt. In den Ländern der amerikanischen Zone arbeiteten Offiziere der Abteilung „Religious Affairs“ in Berlin, München, Stuttgart und Wiesbaden zusammen mit dem Personal in Bad Nauheim, um die Gründung von Ortsgesellschaften voranzutreiben und um Literatur, die sich gegen Bigotterie und für interreligiöse Zusammenarbeit aussprach, zu verteilen.

Als die britischen, französischen und amerikanischen Besatzungsautoritäten zu einer Zusammenarbeit fanden, traten andere, unschätzbare Persönlichkeiten, wie Dr. Gertrud Luckner in Freiburg/Breisgau, im Rahmen der Bewegung hervor. Von Zeit zu Zeit kamen Führer des NCCJ aus den Vereinigten Staaten zu Besuch nach Deutschland und arbeiteten mit den deutschen Büros zusammen, z.B. Dr. Willard Johnson und Dr. Clinchey.

Als das Office of Military Government of the United States (OMGUS) abberufen wurde, kehrten mehrere erfahrene Männer in die USA zurück, die unmittelbar mit dem sich ausdehnenden Programm des NCCJ befaßt waren. Die Erfahrungen, die sie in Deutschland gewonnen hatten, verhalfen ihnen zu einer festen Überzeugung und einer gewichtigen Stimme hinsichtlich der Zusammenhänge der christlich-jüdischen Zusammenarbeit, des interreligiösen Dialogs und der starken Strukturen der Volkssouveränität sowie der bürgerlichen Freiheiten.

Es war die Blütezeit des NCCJ als einem Zentrum des christlich-jüdischen Dialogs und der christlich-jüdischen Zusammenarbeit.

Das NCCJ, das anfangs hauptsächlich den Bürgern gegenüber die Notwendigkeit betonte, die verschiedenen Religionszugehörigkeiten gegenseitig zu respektieren, wurde eine Zeit lang zu einem wichtigen Kraftzentrum für den wachsenden interreligiösen Dialog. Nicht allein die Direktoren der ACURA, die für den Dialog der Religionen an den Universitäten zuständig waren, profitierten in ihren Anfängen von der finanziellen und personellen Unterstützung des NCCJ, sondern ebenso die Annual Scholars' Conference on the Holocaust and the Churches (gegründet 1970), die National Christian Leadership Conference for Israel (als „Christians Concerned for Israel“ 1970 gegründet) und die Christian Study Group on Israel and the Jewish People (1970 gegründet als „Israel Study Group“).

Das Gedeihen der intellektuellen und spirituellen gegenseitigen Befruchtung zwischen den amerikanischen und deutschen Bewegungen setzte sich fort.

Die erste deutsche Beratung über den Kampf der Kirchen gegen den Holocaust war damals eine Nebensache, die im August 1959 in der Evangelischen Akademie Tutzing stattfand. Ab 1961 unterstützten die EKD und der Leiterkreis der evangelischen Akademien den Aufbau einer Arbeitsgemeinschaft für christlich-jüdische Beziehungen, damals „Arbeitsgruppe VI“.

Im Juni 1975 unterstützte die NCCJ gemeinsam mit dem Deutschen Koordinierungsrat die erste Internationale Konferenz über den Holocaust und die Kirchen (im Haus Rissen, Hamburg). Bezeichnenderweise fand die Konferenz auf deutschem Boden statt und mit starker deutscher Beteiligung. Die Vorsitzenden dieser Konferenz kamen jedoch aus Philadelphia und Paris: Franklin Littell und Clare Huchet-Bishop. Bernard Olson vom NCCJ in New York hatte viel Arbeit damit, die Konferenz finalisiert auf die Beine zu stellen. Ein 1978 in Philadelphia veranstaltetes International Theological Symposium on the Holocaust and the Churches konnte starke Delegationen aus Deutschland und Israel begrüßen.

Das erste Universitätsseminar in Deutschland über den Holocaust und die Kirchen wurde in Marburg veranstaltet, auf Initiative des Kirchenhistorikers und Ökumenekenners Prof. Dr. Erich Geldbach. Als nach acht Monaten die zweite internationale Konferenz „Remembering for the Future II“ stattfinden sollte, war Berlin die geeignete Stadt. Minister a.D. Hans-Dietrich Genscher war Schirmherr und Prof. Geldbach der Vorsitzende. Seit 1970 nehmen Wissenschaftler aus Holland, Kanada, Großbritannien, Rußland, der Tschechoslowakei, Ungarn usw. an unseren Veranstaltungen teil. Aber in der Bearbeitung der Themen „christlich-jüdische Problematik“ und „Kirchenkampf und

Shoah“ bleiben Deutschland, Israel und USA eine Troika.

Die Bedeutung der deutschen Organisation in diesem internationalen Kreis dokumentiert sich symbolisch im Sitz des ICCJ im Martin-Buber-Haus in Heppenheim, ein Geschenk staatlicher Stellen an die Organisation, gewürdigt auch durch einen persönlichen Besuch von Bundeskanzler Helmut Kohl bei der Übergabe des Hauses.

In der Tat, während die NJJC in den letzten Jahren in Amerika einen eher diffusen Eindruck macht und weit weniger bedeutsam ist als in früheren Jahren - teilweise vielleicht deshalb, weil

ihre Botschaft von anderen Organisationen aufgegriffen und weiterentwickelt wurde - haben der deutsche Koordinierungsrat und die Gesellschaften beständig an Einfluß gewonnen und - soweit es die internationale Arbeit betrifft - einen Platz an der Spitze der Organisation eingenommen.

Tatsächlich haben die deutschen Freunde die Hoffnungen, nach denen wir unmittelbar nach dem Krieg Ausschau hielten, erfüllt: Die Hoffnung, diejenigen Deutschen zu finden, die auf der Basis von Religionsfreiheit und interreligiösem Dialog als den beiden Zwillingsäulen freier Gesellschaften den Aufbau vollbringen würden. •

---

Ansgar Koschel:

## Adolf von Harnack im Gespräch mit Leo Baeck / Ein fiktiver Dialog

Text: Ansgar Koschel, vorgetragen von ihm und Rudolf W. Sirsch, Görlitz, 10. März 1996

BAECK:

Mein Name ist Baeck, Leo Baeck, geboren 1873 in Westpreußen. Mein Vater war Rabbiner. Nach meinem Studium der Philosophie und am Rabbinerseminar in Breslau sowie an der Hochschule in Berlin wurde ich selbst Rabbiner, zunächst in Oppeln, dann in Düsseldorf, ab 1912 in Berlin.

1901 forderte mich die Veröffentlichung einer Vorlesung zu einer Rezension heraus. Sie war das Werk des berühmtesten evangelischen Theologen meiner Zeit.

VON HARNACK:

Ich bin von Harnack, Adolf von Harnack, geboren 1851. Mein Vater war in Erlangen lutherischer Universitätslehrer. Mit 25 Jahren konnte ich selbst schon eine Professur erlangen, zunächst in Leipzig, dann in Marburg und ab 1888 in Berlin. Mein Wirken zielte auf Ausgleich und Versöhnung des christlichen Glaubens mit der Kultur. So wurde ich zum Präsidenten der Preußischen Akademie der Wissenschaften und zum Berater des Kaisers berufen.

„Für den Historiker, der das Wertvolle und Bleibende festzustellen hat - das ist seine höchste Aufgabe - ergibt sich die notwendige Forderung, sich nicht an Worte zu klammern, sondern das Wesentliche zu ermitteln“, sagte ich 1899 in meiner ersten Vorlesung über „Das Wesen des Christentums“.

Und weiter: „Das Evangelium enthält immer Gültiges in geschichtlich wechselnden Formen. Von Anfang an galt es, Formen abzustreifen, Hoffnungen zu korrigieren und Empfindungsweisen zu verändern. Die Predigt Jesu wird uns auf wenigen, aber großen Stufen sofort in eine Höhe führen, auf welcher ihr Zusammenhang mit dem Judentum nur noch als ein lockerer erscheint.“

BAECK:

So nicht(!), verehrter von Harnack, möchte ich Ihnen nach über 20jähriger Beschäftigung mit ihrer verdienstvollen Forschung sagen. Sie arbeiteten heraus, was für **Sie** das Größte und Wichtigste an der Predigt Jesu ist.

Müßte es dann nicht heißen „Das Wesen **meines** Christentums“?

VON HARNACK:

Was meinen Sie, junger jüdischer Kollege?

Gibt es nicht einen Fortschritt in der Entwicklung der Religion? Griechische Denker und die Propheten Israels - das war eine neue Religionsstiftung durch die Idee der Gerechtigkeit und des gerechten Gottes. Religion und Moral rückten nahe zusammen; denn „die Gottheit ist heilig und gerecht“.

Es gibt keine Menschheit und Weltgeschichte ohne diese entscheidende Wandlung. Das Christentum war dann eine neue, höhere Stufe, womit die frühere Religion abgetan war.

BAECK:

Was nennen Sie Entwicklung?

Keine bloße Linie des Fortgangs, des Aufstiegs oder Abstiegs, sondern immer neue Akzentuierung, neue Nuancierung - das ist Entwicklung!

Ein solch Bleibendes, Wesentliches hat das Judentum. Erinnerung und der Gedanke an die Zukunft gehören dazu. Der sittliche Quell des Judentums fließt bereits in der Thora. Da braucht nicht erst ein christlicher Theologe etwas herauszudestillieren, wie Sie, verehrter von Harnack, meinen.

VON HARNACK:

Aber von was für einem Wesen des Judentums sprechen Sie? Sie meinen „Jesus hat nichts Neues gebracht“?

Ich sage selbst: Sogar die Pharisäer hatten, was Jesus verkündete. Aber sie hatten leider noch sehr viel anderes daneben. Es war bei ihnen beschwert, getrübt, verzerrt, unwirksam gemacht - ohne „Reinheit und Ernst“.

Schwächlich war alles geblieben, und weil schwächlich, darum schädlich.

Priester und Volk hielten das Volk in Banden und mordeten ihm die Seele. Das Volk verwarf ja den, der mit den Worten der Schrift Ernst machte.

BAECK:

Für mich ist das Evangelium eine Urkunde **jüdischer** Glaubensgeschichte. Die haben Sie zur Schale degradiert. **Ihr** Christentum aber wird zum Kern, was Sie für rein und edel halten! Sie haben **uns** den Jesus genommen, einen Juden unter Juden. Jesus ist in jedem seiner Züge ein echt jüdischer Charakter. Aus keinem anderen Volke hätte ein Mann wie er hervorgehen können. Doch was sag' **ich**? **Sie** schreiben: „Schale war die ganze jüdische Bedingtheit der Predigt Jesu“. Und:

„Paulus hat „die christliche Religion aus dem Judentum herausgeführt!“

VON HARNACK::

Das **alte** Testament, das Judentum - das ist doch das Partikulare, zu dem das Universale des Christentums noch dazukommen mußte!

BAECK::

Oh! Wie schade, daß Sie nicht zu Lebzeiten das Gespräch mit uns führen. Was Sie nicht sahen: Es gab und gibt auch heute lebendiges Judentum!

Wir hätten Fehleinstellungen abbauen können. Damit wäre Ihrem Wissenschafts-**Anspruch** gedient gewesen.

Bereits 1905 habe ich das Universale im „Wesen des Judentums“ herausgestellt: Der 'Mitmensch' gehört unlösbar zum 'Menschen'.

Ich und der andere werden zu einer religiösen, sittlichen Einheit. Das Wort aus dem 3. Buch Mosis „Liebe deinen Nächsten, er ist wie du“ ist im Judentum nicht bloß Philosophie, sondern unbedingtes Gebot. Bei allem, was wir den Menschen tun, handelt es sich um die Ehre Gottes.

Wie Er in unserer Mitte wohnt, so soll auch jeder, der in unserer Mitte wohnt, nicht bloß räumlich neben uns leben, sondern - wie 3. Mosis sagt - 'mit uns leben': sittlich mit uns verbunden, menschlich mit uns verknüpft.

VON HARNACK::

Ja, vielleicht sind meine damaligen Vorlesungen ein unvollkommenerer Versuch, als ich 1925 dachte.

Was wäre gewesen, wenn wir uns begegnet wären?

Ich entdecke zu spät Ihre Anfragen und Ihre Antworten auf gemeinsame Herausforderungen. O, hätten wir Christen sie früher wahrgenommen! Können Christen und Juden heute in ein fruchtbares Gespräch treten - im Interesse von Mensch und Mitmensch, im Interesse der Begründung universaler Menschenrechte, von Religion und Ethik?

•

Text: Dr. Ansgar Koschel auf der Grundlage fachlicher Beratung von Prof. Dr. Werner Licharz und Christian Wiese / aus Anlaß der Zentralen Eröffnungsfeier der Woche der Brüderlichkeit 1996 (in Freiburg/Brsg.)

## Zu den Referenten

- Weihbischof Stanislaw Gadecki, geb. 1949, Studium am Priesterseminar in Gniezno/Gnesen, Priesterweihe durch Kardinal Wyszyński am 9. 6. 1973. Weitere Studien (u.a. archäologische und judaeo-christliche) in Rom und Jerusalem. Seit 1982 Lehrtätigkeit an Priesterseminaren, Organisation von Pilgerfahrten ins Heilige Land, Veröffentlichungen. 1989 Teilnahme an einem Studienprogramm über jüdische Theologie, Liturgie und Kultur in Chicago. Am 1. Februar 1992 Ernennung zum Weihbischof im Erzbistum Gniezno, seit dem 10. März Vorsitzender der Kommission des polnischen Episkopats für den Dialog mit dem Judentum. Seit dem 1. Mai 1996 Vorsitzender des Rates des polnischen Episkopats für interreligiösen Dialog.
- Prof. Franklin Hamlin Littell, geb. 1917, Theologie, u.a. Schüler von Reinhold Niebuhr und Paul Tillich am Union Theological Seminary, New York. L. lehrte in den vierziger Jahren an der Yale University. 1945 gehörte er der Frontier Fellowship Organisation an, die u.a. Gelder für die Gründung der ersten Ev. Akademie in Deutschland, Bad Boll, sammelte. Unter US-Hochkommissar McCloy war L. Hauptberater in Fragen der protestantischen Kirche, unterstützte die ersten kirchlichen Akademien und gehörte mit R. v. Thadden-Trieglaff zu den Begründern der Kirchentage. Als Professor war er in den evangelischen Fachbereichen mehrerer Universitäten in den USA tätig, seit 25 Jahren veranstaltet er akademische Konferenzen zum Themenbereich Christentum, Kirche, Holocaust. Gemeinsam mit Prof. Joseph Walk wurde ihm 1996 die Buber-Rosenzweig-Medaille verliehen.
- Dr. Ansgar Koschel, geb. 1943, Studium der kath. Theologie, Philosophie und Erziehungswiss. in Münster, Tübingen und Frankfurt am Main, 1973- 1976 wiss. Assistent in Essen, 1976 - 1982 leitende Tätigkeit in der Pfadfinderschaft St. Georg, 1982 - 1990 bei der Friedensbewegung Pax

Christi, seit 1990 Generalsekretär des Dt. Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Deutschland.

- Rudolf W. Sirsch M.A., geb. 1954, Kaufmann, Studium der ev. Theologie, Philosophie und Pädagogik in Marburg und Frankfurt/Main, tätig im Bereich Weiterbildung, seit 1992 Studienleiter am Evangelischen Bildungswerk Johann Amos Comenius e.V. in Görlitz. Geschäftsführender Vorsitzender der Ges. für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Görlitz, Vorstandsmitglied des Dt. Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christl.-Jüd. Zusammenarbeit in Deutschland.
- Prof. Dr. Joseph Walk, geb. 1914 in Breslau, Studium am jüdischen Lehrerseminar in Köln, 1935 Erzieher an der Rabbinischen Lehranstalt in Frankfurt/M., 1936 Emigration nach Palästina. Seit 1942 pädagogische Arbeit in unterschiedlichen Institutionen. 1964 - 1981 Dozent, später Leiter und Professor am neugegründeten Institut für neuere Diaspora-Geschichte des jüdischen Volkes an der Bar-Ilan-Universität in Ramat Gan. Daneben wiss. tätig am Holocaust-Dokumentationszentrum Yad Vashem, ferner von 1978 an Leiter des Leo-Baeck-Instituts Jerusalem. W. ist Mitbegründer der religiös-zionistischen Friedensbewegung 'Os we shalom' (Stärke und Frieden). Gemeinsam mit Prof. Littell erhielt er 1996 die Buber-Rosenzweig-Medaille.
- Bischof Klaus Wollenweber, geb. 1939 in Krefeld, Studium der Theologie in Heidelberg, Berlin und Bonn. Vikariat in Bonn und Paris. Von 1968 - 1988 Gemeindepfarrer in Bonn, von 1988 - 1995 Oberkirchenrat in der Kirchenkanzlei der Ev. Kirche der Union. Seit 1. Mai 1995 Bischof der Ev. Kirche der schlesischen Oberlausitz.

---

## Aus dem Jahrgang 2004

9/04 – **Leitlinien zum Umgang mit sexualisierter Gewalt in der Kirche** (Evangelische Kirche im Rheinland, Nordelbische Evangelisch-Lutherische Kirche) – 26 Seiten/3,40 €

10/04 – **Kirche in der Stadt** (EKD-Konsultation) – 34 Seiten/3,40 €

11/04 – **Zwangsarbeit in Kirche und Diakonie** (Tagung in der Evangelischen Akademie Hofgeismar) – 27 Seiten/3,40 €

12/04 – **Der christlich-jüdische Dialog auf dem Prüfstand** (Tagung von KAS und dem Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit) – 51 Seiten/ 4,60 €

13/04 – **Kontrovers: Mel Gibsons Film »Die Passion Christi«** (u.a. Kritiken aus der kirchlichen Filmarbeit, Erklärungen aus der evangelischen und katholischen Kirche) – 64 Seiten/5,40 €

14/04 – Symposium **»Evangelisation«** der Evangelischen Kirche im Rheinland – 26 Seiten/3,40 €

15/04 – Themen: Wandel der **Bestattungskultur** (Evangelische und katholische Orientierungshilfen) – **Evangelische Kindertageseinrichtungen** (Erklärung des EKD-Rats) – 30 Seiten/3,40 €

16/04 – **Unilaterale Politik und Krieg gegen den Terror** (Friedensethische Tagung der Evangelischen Kirche im Rheinland) 44 Seiten/4,60 €

17/04 – Untergang des Abendlandes? **Die verfassungspolitischen und gesellschaftlichen Auswirkungen des Kopftuchstreites** (Thierse, Schavan, de Mazière, Beck, Leicht auf einer Tagung des Politischen Clubs der Ev. Akademie Tutzing) – 46 Seiten/4,60 €

17a/04 – Strukturreform der evangelischen Kirche: **VELKD-Synode gibt grünes Licht für Verhandlungen mit der EKD** (Sondertagung der VELKD-General-synode) – 18 Seiten/2,60 €

18/04 – Woche für das Leben: **Die Würde des Menschen am Ende seines Lebens** (Huber, Lehmann; KEK; »Marty-Bericht«) – 32 Seiten/3,40 €

19/04 – **Mission im Osten Deutschlands** (Tagung des Netzwerks »Gemeinde und funktionale Dienste« mit Referaten u.a. von Noack, Wanke, Barend; best-practice-Beispiele) – 38 Seiten/4,10 €

20/04 – **Föderation Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland** (Berichte, Föderationsvertrag, Kirchengesetze) – 60 Seiten/5,10 €

21/04 – **»Strategie Elbe«** – 2. Elbe-Symposium der Evangelischen Landeskirche Anhalts – 44 Seiten/4,60 €

22/04 – Themen: **UEK-Vollkonferenz** (Referat, Berichte) – **Berliner Rede 2004** des Bundespräsidenten – 32 Seiten/3,40 €

23/04 – **Menschenrechte für Flüchtlinge** (Beiträge einer Tagung der Diakonischen Akademie Deutschland und der Ökumenischen BAG »Asyl in der Kirche«) – 68 Seiten/5,40 €

24/04 – Themen: **Die Barmer Theologische Erklärung im Jahr 2004 – Der christliche Glaube und die politische Kultur in Europa – Religionsfreiheit heute** – 28 Seiten/3,40 €

25-26/04 – **Strafvollzug und Öffentlichkeit: Was erwartet die Gesellschaft – Was kann der Strafvollzug leisten?** (Tagung der Evangelischen Akademie Bad Boll) – 96 Seiten/6,90 €

27/04 – Themen: **Ladenschlussgesetz (Urteil des BverfG) – Patientenautonomie am Lebensende** – 48 Seiten/4,60 €

28/04 – **Das Marken-Evangelium** (Jahrestagung Öffentlichkeitsarbeit) – 20 Seiten/2,60 €

29/04 – **»Gottes freie Gnade ausrichten an alles Volk«** – Referate, Predigten, Berichte und Beschlüsse der **Hauptversammlung 2004 des Reformierten Bundes** – 72 Seiten/5,40 €

30/04 – Themen: Antrittsrede von **Bundespräsident Köhler**; Kardinal **Walter Kasper** auf dem Deutschen Katholikentag; EKD-Ratsvorsitzender Wolfgang Huber zu **Religion und Politik in Deutschland und den USA; friedensethisches Arbeitspapier** der ev.-methodistischen Kirche – 42 Seiten/4,60 €

31/04 – **»Jugendliche brauchen Gottesdienst«** (Referate einer Fachtagung in Nordwalde) – 30 Seiten/3,40 €

32/04 – **Gedenken an die Attentäter des 20. Juli 1944: »Aufstand für die Würde des Menschen«** (Schröder, Köhler, Althaus, Huber, Kähler, Schneider) – 24 Seiten/3,40 €

Gemeinschaftswerk der  
Evangelischen Publizistik gGmbH  
Verlag/Vertrieb  
Postfach 50 05 50  
60394 Frankfurt am Main

---

## Aus dem Jahrgang 2004

33/04 – **Wie viel Steuern für einen starken Staat? – Die Reform des Steuer- und Abgabensystems** (Tagungen in den Ev. Akademien Berlin und Loccum) – 50 Seiten/4,60 €

34/04 – **Qualitätskriterien für Kinderangebote im Internet** (Tagung der EKD-Rundfunkarbeit und der Kommission für Jugendmedienschutz der Landesmedienanstalten) – 72 Seiten/5,90 €

35/04 – Streit über den Entwurf einer »**Loyalitätsrichtlinie**« für privatrechtliche berufliche Mitarbeit in EKD und Diakonie (Gutachten von M. Haspel) – 36 Seiten/4,10 €

36/04 – Tagung der **Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Weltkirchenrats in Kuala Lumpur** – 64 Seiten/5,40 €

37/04 – **24. Generalversammlung des Reformierten Weltbundes in Accra** (Berichte, Predigten und Beschlüsse) – 48 Seiten/4,60 €

38/04 – Themen: **Sicherheitspolitik und Menschenrechte – Moralische Reden über Sünden und Tugenden** (Huber) – **Lutherischer Weltbund** (Ratstagung; Hanson) – 36 Seiten/4,10 €

39-40/04 – **Versöhnungsarbeit im Schatten des Kolonialismus** (Tagung zur Erinnerung an den anticolonialen Widerstandskrieg und Völkermord in Namibia) – 80 Seiten/5,90 €

41/04 – **Klonen zu Fortpflanzungszwecken und Klonen zu biomedizinischen Forschungszwecken** – (Stellungnahme des Nationalen Ethikrates) – 36 Seiten/4,10 €

42/04 – Themen: **Welche Reform brauchen wir?** (EKD-Ratsvorsitzender Huber) – **Missionarischer Auf-**

**trag** (Hirtenbrief der deutschen katholischen Bischöfe) – **Patientenverfügungen** (Empfehlungen aus dem Zwischenbericht der Enquete-Kommission) – 48 Seiten/4,60 €

43/04 – »**Ökumenischer Lagebericht 2004**« – 24 Seiten/3,40 €

44/04 – »**Eingeladen sind alle. Warum die Kirche nicht vom Mahl des Herrn ausschließen darf**« (Referate eines Symposiums der Ev. Kirche im Rheinland) – 64 Seiten/5,40 €

45/04 – **Generalsynode der VELKD 2004 in Gera** – 64 Seiten/5,40 €

46/04 – **Ende der Arbeit – Arbeit ohne Ende. Zum Funktions- und Bedeutungswandel der Arbeit** (SWI-Tagung) – 40 Seiten/ 4,10 €

47/04 – »**Was bleibt – Zum Umgang mit Tod und Erinnerung**« (Vorträge einer Veranstaltungsreihe in Koblenz, Mai/Juni 2004.) – 52 Seiten/4,60 €

47a/04 – **Fünf Jahre Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre** – 20 Seiten/ 2,60 €

48/04 – **EKD-Synode (1)**: EKD-Ratsbericht; Berichte der Werke (Diakonisches Werk, Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik, Evangelisches Missionswerk, Evangelischer Entwicklungsdienst) – 76 Seiten/ 5,90 €

49/04 – **EKD-Synode (2)**: Texte zum Schwerpunktthema (»**Keiner lebt für sich allein – Vom Miteinander der Generationen**«), alle Beschlüsse, Auswahl von Reden und Grußworten – 76 Seiten/5,90 €

50/04 – **Religionsfreiheit im Kontext von Christentum und Islam** (Referate einer Fachtagung der Evangelischen Akademie zu Berlin) – 72 Seiten/5,40 €

---

Der Informationsdienst **epd**-Dokumentation (ISSN 1619-5809) kann im Abonnement oder einzeln bezogen werden. Pro Jahr erscheinen mindestens 50 Ausgaben.

Bestellungen und Anfragen an: GEP-Vertrieb  
Postfach 50 05 50,  
60394 Frankfurt,  
Tel.: (069) 58 098-189.  
Fax: (069) 58 098-226.  
E-Mail: [vertrieb@gep.de](mailto:vertrieb@gep.de)  
Internet: <http://www.epd.de>

Das Abonnement kostet monatlich 23,60 € inkl. Versand (mit Zugang zum digitalen Archiv: 27,50 €). E-Mail-Bezug im PDF-Format (Preis auf Anfrage). Die Preise für Einzelbestellungen sind nach Umfang der Ausgabe und nach Anzahl der Exemplare gestaffelt.

Die Liste oben enthält den Preis eines Einzel exemplars; dazu kommt pro Auftrag eine Versandkostenpauschale (inkl. Porto) von 2,30 €.

**epd**-Dokumentation wird auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.